

Des
Herzogs Ludwigs von St. Simon
eigene Schilderungen
der merkwürdigsten Personen
seiner Zeit.

Fortsetzung.

1788

Vertrag zwischen dem Kaiser von Oesterreich

und dem Könige von Preussen

über die Westphälischen Provinzen

in dem Jahr

1795

Vertrag vom 19. Sept. 1795

Herzog de la Feuillade.

Als mit Eröffnung des Feldzuges alle zu den verschiedenen Armeen abgingen, passirte eines Tags auf der Reise zur Armee in Deutschland der Herzog von Feuillade durch Metz und kehrte bey dem Bruder seines verstorbenen Vaters dem dasigen Bischoff ein, der sehr reich und von Alter ganz kindisch war. Er fand es rathsam sich einſtweilen in Besiß der Erbschaft zu setzen und verlangte die Schlüssel zu seinem Cabinet und Koffern; da die Domestiken sie herauszugeben sich weigerten, so erbrach er sie mit edler Kühnheit und nahm dreißigttausend Thaler in Gold und viel Edelsteine; die groben Sorten ließ er liegen. Der König, der überdieß schon von lange her mit Feuillade wegen seiner Ausschweifungen und Nachlässigkeit im Dienste unzufrieden war, äußerte sehr stark seinen Unwillen über diese vorläufige Beerbung und hatte sehr stark willens, ihn dafür zu bestrafen, so daß Pontcharrain alle mögliche Mühe hatte, ihn davon abzubringen. Nicht als ob Feuillade mit dem Staatssecretär Chateaufneuf und seiner Tochter, die er im J. 1692. geheirathet hatte, nicht in schlechtem Vernehmen gestanden hätte; aber ein solcher Ausbruch schien ihnen allen zu stark, um nicht allen ihren Credit zu Abwendung desselben anzubieten.

Der Herzog von Feuillade konnte in der Folge den Könige nie wieder mit sich ausöhnen und der Zorn des Monarchen über den an seinem Onkel verübten Diebstahl war nichts weniger als geschickt, seine Lage vortheilhaft zu machen.

Seine Ausschweifungen aller Art, seine äußerste Nachlässigkeit im Dienst, der schlechte Zustand seines Regimentes und seine jährliche späte Ankunft bey der Armee und früher Abgang von derselben, ehe noch jemand abging — alles dieß, sage ich, hielt ihn in dem Zustande einer fühlbaren Ungnade.

Er war vollkommen wohl gewachsen, hatte edle Sitten und Anstand und eine so geistvolle Phisionomie, daß sie seine häßliche Gestalt, die gelbe Gesichtsfarbe und ekeln Platztern im Gesicht ganz vergessen machte. Er versprach nicht zuviel, er hatte viel Kopf und die mannigfaltigsten Talente. Er wußte sich einem jeden geltend zu machen, der sich mit der Oberfläche begnügte, und hatte besonders die Geschicklichkeit die Frauen zu bezaubern. Sein Umgang war, wenn man sich bloß amüsiren wollte, sehr angenehm; er war prachsvoll in allem, freygebig, fein und artig, sehr tapfer und gaslant und ein guter und flotter Spieler, auf welche Eigenschaften er sich viel zu gut that. Er war sehr rühmredig, sehr kühn, sprach viel in Sentenzen und Declamationen und disputirte gern, um zu paradiren.

Sein Ehrgeiz war ohne Grenzen, und da er ernstlich für nichts so wie für alles war, so herrschte diese Leidenschaft und die Sucht nach Vergnügen wechselsweise in ihm; er strebte sehr nach Ruf und Achtung und besaß die Kunst den Personen beyderley Geschlechts, von deren Beyfall er das meiste hoffen konnte, mit Vortheil den Hof zu machen und vermittelst dieses Beyfalls, welcher anderer Beyfall nach sich zieht, sich in der Welt geltend zu machen. Er schien Freunde haben zu wollen, dieser Betrug gelang ihm lange; aber er war ein Mensch von verdorbnem Herzen, eine niedere Seele, ein Scheinheiliger von Profession, ganz ausgesprochen, der reuellste Schurke von der Welt. Er war kinderloser Wittwer, von der Tochter Chateauneuffs, der Schwester des Staatssecretärs la Veilliere, mit der er ohne Ursache sehr schlecht gelebt und sie auf das unwürdigste behandelt hatte. Da er von Ehrgeiz getrieben nicht wußte, wo er sich hinwenden sollte, so fiel ihm ein, daß Chamillart im Stande seyn würde, alles für ihn zu thun, wenn er seine zweyte Tochter heyrathete; er ließ wirklich dem Minister den Antrag thun und dieser fand sich dadurch um so mehr geschmeichelt, da seine Tochter äußerst häßlich war. Chamillart eröffnete es dem Könige, aber
dieser

dieser fiel ihm schnell ins Wort. „Sie kennen la Feuillade nicht, sprach er zu ihm; er will Ihre Tochter nur haben, um Sie zu quälen und damit Sie mich für ihn quälen sollen. Ich erkläre Ihnen hiermit, daß ich nichts für ihn thun werde, und Sie werden mir einen Gefallen thun, wenn Sie nicht wieder daran denken.“ Chamillart schwieg ganz still und war sehr darüber verlegen. La Feuillade ließ den Muth nicht sinken; je mehr er sich ohne Rettung sah, desto deutlicher sah er ein, daß diese Heyrath das einzige Mittel zur Rettung wäre, und desto mehr ließ er in Chamillart dringen. Es ist nicht wohl zu begreifen, wie er nach einer solchen abschläglichen Antwort einen zweyten Angriff wagen konnte, noch weniger aber, wer den König gekannt hat, wie dieser seiner Zubringlichkeit endlich nachgeben konnte. Er gab Chamillart wie gewöhnlich seinen Ministern 200000 Liv., Chamillart gab noch 100000 Liv. dazu und die Heyrath wurde vollzogen. La Feuillade lebte mit seiner zweyten Frau wo möglich noch schlechter, er betrog Chamillart auf das entsetzlichste, aber dieser blieb doch, so lange er lebte, in ihn vernarrt. Wir werden in der Folge sehen, wie viel diese Heyrath Frankreich gekostet hat.

Wilhelm III.

König von England.

Der König Wilhelm, dessen einziges Bestreben es war, Europa gegen Frankreich und Spanien in Waffen zu setzen, hatte, um die letzte Hand an dieß große Werk zu legen, wozu er von dem Augenblicke, wo er den letzten Willen Karls II. erfuhr, den Plan entworfen hatte, eine Reise nach Holland gemacht und befand sich auf seinem Jagdschlosse Loo. Mittheilung in diesem großen Geschäft erfuhr er den Tod des Königs seines Schwiegervaters und daß der König den Prinzen von Wallis als König von England anerkannt habe; dieß gab ihm Anlaß loszubrechen und offenbar zu handeln. Er eilte also in Holland alles zu vollenden, was zur Sicherheit jenes furchtbaren Bundes, dem sie den Namen der großen Allianz gaben, erforderlich war, und kehrte nach England zurück, um die Nation zum Kriege zu ermuntern und vom Parlamente Geldunterstützung zu erhalten. Durch die ununterbrochene

Ausstrengung so vieler Thaten und Geschäfte, welche sein Leben gefüllt hatten und wobey er eine Fähigkeit, Gewandtheit und Ueberlegenheit des Geistes gezeigt hatte, durch die er sich die oberste Gewalt in Holland, die Krone von England, das Zutrauen und die Dictatur von ganz Europa, Frankreich ausgenommen, erworben hatte -- durch diese Anstrengung vor den Jahren abgemattet, war König Wilhelm in eine gänzliche Erschöpfung der Kräfte und Gesundheit versunken, in der er aber, da sein Geist unangegriffen und ungeschwächt blieb, nichts von seinen gewohnten Arbeiten im Cabinet nachließ. Die Engbrüstigkeit, die er seit mehreren Jahren gehabt hatte, nahm sehr zu und es gebrach ihm an Athem, er fühlte seinen Zustand und vermöge seiner Geistesstärke suchte er ihn nicht vor sich zu verhehlen. Er ließ bey den berühmtesten Aerzten von Europa unter fingirten Namen medicinische Consulto einholen, unter andern bey Fagon unter dem Namen eines Pfarrers. Dieser, der die Sache nahm, wie man sie ihm gab, gab seine Meinung ohne alle Schonung und weiter keinen Rath, als sich zu einem nahen Tode vorzubereiten. Da das Uebel zunahm, so consultirte ihn Wilhelm von neuem, aber unter keinem fremden Namen; Fagon erkannte sogleich die Krankheit des Pfarrers, er änderte seine Meinung nicht, nahm aber mehr Rücksicht und verordnete in einer gelehrten Abhandlung die Mittel, die er, wo nicht zur Heilung, doch zur Linderung, schicklich finde. Die Mittel wurden angewendet und gaben Linderung; aber endlich war doch die Zeit da, wo Wilhelm fühlen sollte, daß die größten Menschen wie die kleinsten endigen. Er ritt noch einigemal spazieren, und er fand sich darnach besser; da aber sein schwacher abgezehrter Körper die Kraft nicht mehr hatte, sich auf dem Sattel zu halten, so that er einen Fall, der durch die Erschütterung sein Ende beschleunigte. Auf dem Sterbebette dachte er so wenig an Religion, als er in seinem ganzen Leben daran gedacht hatte. Er gab über alles Befehle, und sprach mit seinen Ministern und Bertrauten mit einer bewundernswürdigen Ruhe und eiserner Gegenwart des Geistes, die ihn bis zum letzten Augenblick nicht verließ, wiewohl er in den letzten Tagen seines Lebens von dem heftigsten Erbrechen und Ausleerungen gequält wurde. Einzig mit den Dingen, die von ihm abhingen, ersättigt, sah er ruhig sein Ende herannahen, voll Zufriedenheit, die

die große Allianz so weit zu Stand gebracht zu haben, daß sein Tod keine Auflösung befürchten ließ, und voll Hoffnung auf das Gelingen der von ihm projectirten durch sie gegen Frankreich zu vollführenden heftigen Angriffe. Dieser Gedanke, der ihm bis zum Todeskampfe treu blieb, erquickte ihn und diente ihm statt allen Trostes. Man erhielt ihn die beyden letzten Tage noch mit starken Liqueurs und geistigen Dingen. Was er zuletzt zu sich nahm, war eine Tasse Chocolate. Er starb Sonntags den 19. März, gegen zehn Uhr des Morgens. Die Prinzessin Anne, seine Stiefschwester, Gemahlin des Prinzen Georg von Dänemark, wurde sogleich als Königin ausgerufen; wenige Tage darauf erklärte sie ihren Gemahl zum Oberadmiral und Generalissimus, rief den Grafen von Rochester, ihren mütterlichen Onkel, und den durch seinen Geist und seine Verräthereyen berühmten Sunderland in ihr Conseil zurück und sandte den Grafen von Marlborough, der in der Folge so berühmt wurde, nach Holland, um daselbst alle die Pläne ihres Vorgängers zu verfolgen.

Der Cardinal von Fleury.

Das Bisthum Frejus war vakant und der Abbe Fleury hatte lange schon nach einem Bisthum geschmachtet; aber der König hatte sich vorgenommen, ihm keines zu geben, er tadelte seine Aufführung: er lebte zu zerstreut, zu viel in lustiger Gesellschaft und es machten zu viele bey ihm den Vorsprecher für ihn. Er hatte oft abschlägliche Antwort gegeben, selbst der Pater de la Chaise hatte umsonst einen Versuch gemacht und der König hatte erklärt, daß er nichts mehr von ihm hören wollte.

Es waren vier oder fünf Jahre, daß der arme Abbe, nach langem Harren, in diese Art von Excommunication versallen war, aus der er um so weniger erlöset zu werden hoffte, da er die wachsende Gunst des Erzbischofs von Paris, der ebenfalls nicht glücklicher gewesen war, umsonst für sich in Bewegung gesetzt hatte; so daß der arme Mann nicht wußte, was aus ihm werden sollte. Er war ohne Vermögen und fast so gut als ohne Nahrung. Er war ein zu armer Bisth,

um seine Stelle aus Verdruss niederzulegen, und sie ohne Hoffnung zu behalten, war die äußerste Verachtung.

Sein Vater war Zehnteneinnehmer der Dioces von Lo beva. Er hatte sich durch die Kammerdiener des Kardinal Bonzi emporgelassen, dessen Protection er zur Zeit seiner Gunst am Hofe, wo er alles in Languedoc vermochte, zu erhalten gewußt hatte.

Der Abbe Fleury war in seiner Jugend ein sehr schöner wohlwachsener Mann, wovon ihm auch sein ganzes Leben hindurch die Spuren geblieben sind. Er gefiel dem guten Kardinal, und dieser nahm sich seiner an und machte ihn zum Kanonicus der Kirche von Montpellier, wo er im J. 1674 zum Priester ordinirt wurde, nachdem er in Paris studirt hatte, so wie man auf den Pächböden der kleinen wohlfeilen Schulen studirt. Der Kardinal Bonzi, der Groß Aumonier der Königin war, machte sich zum Geschäft, ihm von ihr eine Stelle als Aumonier zu verschaffen, was sehr sonderbar schien. Das Angenehme seiner Gestalt gewann die Gemüther; er betrug sich bescheiden, lentlam, geschmeidig; er machte sich Freunde und Freundinnen und schlich sich so unter Protection des Kardinals Bonzi in die Welt ein. Die Königin starb und der Kardinal erhielt für ihn eine Stelle als Aumonier des Königs; man hielt sich viel darüber auf, aber man gewöhnte sich an alles. Der ehrerbietige Fleury, der durch Laune und Talente, vielleicht aber noch mehr durch seine Gestalt zu gefallen wußte, dessen Bescheidenheit, Mysticismus und Glaubensbekenntniß Zutrauen gab, gewann immer mehr festen Fuß und er hatte das Glück, das er mit Klugheit benutzte, anfangs geduldet und sodann in den besten Gesellschaften des Hofes aufgenommen zu werden und sich Beschützer und vornehme Freunde an angesehenen Personen, Männern und Frauen, an Ministern und Männern von den ersten Charactern und vom ersten Credit zu erwerben. Er hatte Eingang bey Hrn. von Seigneley; bey Hrn. von Croissy, nachher bey Hrn. Pomponne und Hrn. von Torcy war er einheimisch; in der That spielte er überall keine große Rolle, und er mußte oft den Mangel der damals noch nicht erfundenen Schellen ersetzen. Der Marschall von Villaroy und seine Frau hatten ihn oft bey sich, die Noailles's äufferst häufig; und er hatte die Klugheit sich an die besten und
ausges

ausgezeichnetern unter den Numoniers des Königs anzuschließen, z. B. an die Abtes von Beuveon und von Saints Luc und an andere seines Standes, die ihm Ehre machten, so wie an den Marschall von Bellefonds, und den alten Billars, an Frau von Saint-Geran, an Hrn. und Frau von Castries. Von ihnen kam er nicht weg und hatte daselbst ein sehr angenehmes und für ihn ehrenvolles Leben. Aber der König hatte nicht Unrecht, wenn er darin nichts geistliches fand, und wiewohl er sich sehr klug benahm, so konnte doch unmöglich alles unbekannt bleiben. Er befand sich also in einer Lage, wo er weder rückwärts noch vorwärts konnte, er war im Zirkel der großen Welt, aber in einem Wirbel besfangen, aus dem ihn nichts herauszureißen vermochte.

Als Frejus vakant war, nahm sich der Erzbischoff von Paris, der ihn bis zu Thränen gerührt sah und Mitleid mit ihm hatte, auf das großmüthigste seiner an und wagte trotz dem Verbot des Königs noch einen Versuch für ihn. Der König nahm ihn so auf, daß einem jeden andern die Lust vergangen seyn würde, noch ein Wort zu sagen; aber der Erzbischoff bot alle seine Beredsamkeit auf, um dem Könige das Unrecht vorzustellen, wenn er, ohne eine auffallende Ursache, die er nicht habe, einen Menschen so entehrte und in Verweisung setzte, und drang so heftig und so lange in ihn, daß endlich der König ungeduldig wurde und, indem er ihn bey der Schulter anfaßte und nachdrücklich schüttelte, zu ihm sagte: „Nun denn, Herr Erzbischoff! Sie wollen durchaus, daß ich den Abbe Fleury zum Bischoff von Frejus machen soll; trotz allen den Gründen, die ich Ihnen zehnmal gesagt und wieder gesagt habe, kommen Sie immer wieder darauf zurück, daß es eine Dioces an der Grenze des Königreichs und in einer unsichern Provinz sey; ich muß Ihnen also nachgeben, um nicht mehr belästigt zu werden; aber ich thue es ungern. Denken Sie daran, ich sage es Ihnen vorher, es wird Sie gereuen.“ Auf diese Weise erhielt er Frejus; nur mit Gewalt vom Könige erzwungen, durch die Anstrengung und den sauren Schweiß des Erzbischoffs. Der Abbe Fleury war vor Freunden außer sich und voll Erkenntlichkeit für einen so unerwarteten Dienst, der ihn aus dem verzweifeltsten Zustande zog, aus dem er keinen Ausweg gesehen hatte. Die Prophezeihung des Königs traf mehr als er dachte ein, nur in einer ganz andern Art. Der neue Bischoff

eilte so wenig als möglich sich in Frejus einzuschließen; er mußte aber gleichwohl dahin abgehen. Die nun folgenden funfzehn oder sechzehn Jahre seiner Lebensgeschichte liegen nicht in meinem Gesichtskreise; aber seine Geschichte, nach dem er Cardinal geworden war und mehr als unumschränkter König als wie ein Minister herrschte, kann der Historiker nicht übergehen. Indessen will ich doch die Anekdote vom Herzog von Savoyen nicht fehlen lassen.

Dieser Fürst kam auf seinem Marsche zur Belagerung von Toulon nach Frejus. Der Bischoff, der uns jetzt so unumschränkt und unverhohlen unter dem Namen des Kardinals Fleury beherrscht (denn ich schreibe dies unter seiner Regierung), bewirthete ihn in seinem bischöflichen Pallast, wie er nicht umhin konnte. Der Herzog überhäufte ihn mit Ehre und Freundschaftsbezeugungen, und der arme Bischoff, der sowohl gen zu täuschen, als getäuscht zu werden pflegte, wurde von dieser gnädigen Behandlung so trunken, daß er seinen bischöflichen Ornat anlegte, dem Herzog in die Thüre der Kathedrale das Beywasser und den Beyhrauch entgegenbrachte und daselbst das Te Deum für die Einnahme von Frejus anstimmen ließ. Er genoß einige Tage der spötsischen Gnaden; und Dankesbezeugungen des Herzogs für eine Handlung, die seiner Pflicht und seinem Schwur so ganz entgegen war, daß der Herzog selbst sie nicht zu verlangen gewagt hätte. Der König war aber darüber so aufgebracht, daß Torcy, der intime Freund des Bischoffs, alle Mühe hatte, einen Ausbruch zu verhüten. Fleury, der dies wußte und nach geschehener That seinen Fehler einsah, und wie schwer er bey dem Könige wieder gut zu machen sey, wohl fühlte, nahm es Torcy übel, daß er den Vorfall dem Könige habe wissen lassen, als wenn es möglich gewesen wäre, eine Handlung geheim zu halten, die so auffallend und so öffentlich war, und deren sich der Herzog von Savoyen so rühmte; was aber der Bischoff dem Minister am wenigsten verzieh, war die Offenheit, mit der er gegen den König das von gesprochen habe, als wenn er das auf dem Platze, den er einnahm, hätte umgehen können. Der Bischoff, dem die Behandlung des Herzogs von Savoyen auf das äußerste geschmeichelt hatte, kultivirte ihn nachher beständig; und der Herzog, der das unerheblichste aufgriff, erwiederte ihm immer so, daß er der Thorheit eines Grenz-Bischoffs schmeichelte,

schelte, den er einmal bey einer andern Gelegenheit benutzen zu können hoffte. Alles dies ging zwischen ihnen unter dem Schleyer des tiefsten Geheimnisses vor und der Bischoff wurde dem Herzoge ganz ergeben. Alles dieß aber verbunden mit der erklärten Abneigung des Königs gegen ihn und dem gänzlichen Widerwillen, mit dem er ihn zum Bischoff gemacht hatte, war nicht der Weg, um von ihm zum Erzieher seines Nachfolgers gewählt zu werden. Als er nach sechzehn Jahren zum ersten Minister und zu einer Höhe gestiegen war, auf der er als unumschränkter erklärter Alleinherrscher herrscht, hatte er weder seinen Groll gegen Torcy vergessen, den er aber seit der ersten Aeußerung seiner Unzufriedenheit sorgfältig verborgen hatte, noch auch seine Anhänglichkeit an den Herzog von Savoyen verloren.

Vom Anfang an gab er ihm fortgesetzte Nachricht von allem, was die Erziehung des Königs betraf. Er hat es mir selbst gestanden, indem er behauptete, daß dieß seine Pflicht sey, daß der Herzog sein Großvater sey und er keinen Vater habe als ihn. Als erster Minister fragte er ihn über die Geschäfte um Rath und vertraute ihm zwey Jahre hindurch alle Geheimnisse. Auch dieß gab er mir zu verstehen, wiewohl nicht so ausdrücklich, wie jenes die Erziehung betreffend. Es ist sein Großvater, sagte er mir wieder; der König ist noch jung, wir haben Frieden; der Herzog von Savoyen ist der staatsklügste Fürst von Europa, er ist mein vertrauter Freund, ich habe ihm zu danken, daß ich Erzieher seines Sohnes wurde; ich besäße seit lange sein Vertrauen, er kann nicht anders, als sich für den König sehr interessieren. Wen könnte ich mit mehr Grund und mit mehr Vortheil in Europa um Rath fragen! Endlich wurde er doch inne, daß der Herzog wohl sein Vertrauen besaß, aber er nicht das Vertrauen des Herzogs und daß er ihn auf das grausamste mißbrauchte und betrog; die Eigenliebe brauchte lange Zeit um sich zu überzeugen, aber endlich war er es und er sah mit einem Blicke den Abgrund, dem er nahe stand. Er schwieg still, um nicht die Schande einer so plumpen Täuschung zu haben, aber brach schnell das Verhältniß ab und konnte es ihm nie verzeihen. Er ließ ihm seine Rache fühlen, bey seiner Gefangennehmung durch seinen Sohn. Er ließ nie geschehn, daß der König das geringste für diesen Großvater, für diesen einzigen Vater that, nicht etwmal die geringste

geringste Achtungsbezeigung. Er konnte seine Freude nicht verbergen, als er sich gerächt sah. Es ist hier nicht der Ort zu erzählen, wie und bis zu welchem Grade England lange Zeit, der Kaiser, dann der Herzog von Lothringen und endlich Holland zu ihrem Vortheil sein blindes Zutrauen unterhalten und seine Leichtgläubigkeit gemißbraucht haben. Ich will hier nur einige Züge ausheben, theils weil die Zeit derselben über die Periode hinausgeht, in der ich mir Stillschweigen auferlegt habe, theils weil sie zu interessant sind, um übergangen zu werden und hier natürlich Platz finden. Man erinnere sich an das berühmte Abentheuer, das dem Bischoff von Frejus fast seinen Sturz drohte. Er war immer bey der geheimen Arbeit zugegen. Mons. le Duc, den er bey dem Tode des Herzogs von Orleans zum Minister gemacht hatte, dem Namen nach, während er die Sache für sich behielt, wollte, auf Anreizen seiner samdsen Maitresse, Frau von Poie, seiner Gegenwart los seyn und mit dem Könige allein arbeiten. Er hatte eben erst dessen Vermählung geküßet und vermochte alles über die junge Königin. Diese wußte es zu machen, daß der König kurz vor der Stunde der Arbeit zu ihr kam; Mons. le Duc fand sich daselbst mit seinem Portefeulle ein und unterdessen wartete der Bischoff von Frejus im Kabinet des Königs. Müde, eine Stunde lang daselbst passen zu müssen, schickte er zur Königin um zu erfahren, warum der König so lange bey ihr verzögere; man ließ ihm sagen, er arbeite mit ihr und mit Mons. le Duc allein in ihrem Cabinet, wo sie doch nur kurze Zeit bey den beyden gewesen war. Der Bischoff, welcher wußte, was er über den König vermochte, ging zu Hause und noch denselben Abend nach Issy, von wo aus er an den König einen Brief schickte, dessen Inhalt und Wirkung bekannt ist. Damals war Robert Walpole, so wie jetzt noch, das Haupt der englischen Regierung und sein Bruder Horazius war Ambassadeur in Frankreich, was er so lange geblieben ist. Dieser begab sich gleich den andern Morgen nach Issy zum Bischoff, als es noch unentschieden war, ob er ohne Wiederkehr verlorren und gestürzt sey oder ob ihn der König wider Willen des Mons. le Duc zurückrufen und ihm den vorigen Platz wieder geben würde. Der Bischoff war durch den Schritt des listigen Engländers in dieser Krise so gerührt, daß er ihn für seinen besten Freund hielt. Der Ambassadeur riskirte aber dabey

Dabey nichts und hatte von Mons. le Duc nichts zu fürchten, wenn der Bischoff ausgeschlossen blieb; wurde er wieder angenommen, so war es ein Streich, der ihm vielen Vortheil bringen mußte. Dieß war auch so. Als er mehrere Jahre nachher erster Minister geworden war und Mons. le Duc und Frau von Poie gestürzt hatte, denen er eben so wenig als der Königin je die Gefahr vergessen konnte, in die sie ihn gebracht hatten, ergab er sich ganz den Engländern, mit einer Anhängigkeit, die jedermann in die Augen sprang. Ich entschloß mich endlich, ihn darüber zur Rede zu setzen, und ich sagte ihm eines Tages, was ich darüber dachte, und stellte ihm vor, in welche wesentliche Nachtheile er sich setzen ließ und noch vieles andere, das hier außer seiner Stelle seyn würde. Was die Geschäfte betraf, so ging er auf die Sache ein; aber über meine Bedenklichkeit wegen seines Vertrauens zu Walpole, zu dessen Bruder und den Englischen Ministern lächelte er. Sie wissen ja nicht alles, sprach er; wissen Sie wohl, was Horazius für mich gethan hat? Und nun fing er an mir jenen Besuch als einen heldenmüthigen Zug von Anhänglichkeit und Freundschaft zu rühmen, der keinen Zweifel zuließe. Wissen Sie, fuhr er fort, daß er mir alle seine Depeschen zeigt und daß ich ihm seine Antworten dictire, daß er nichts schreibt, als was ich will? Es ist freylich ein Geheimniß, aber ich will es Ihnen vertrauen; Horaz ist mein intimer Freund, er hat ein ungetheiltes, ich sage blindes, Vertrauen zu mir. Er ist ein sehr staatskluger Mann, er gibt mir von allem Rechenschaft; er ist mit seinem Bruder Robert ganz eins, welcher der größte Staatsmann von Europa und der Beherrscher von England ist: wir treffen mit einander Uebereinkunft, thun alles in Gemeinschaft und lassen die Leute reden. Ich war ganz außer mir vor Erstaunen, und weniger über die Sache selbst als über die Mine der Wohlgefälligkeit, der Ruhe und des innern Wohlbehagens, mit der er dieß sagte. Ich fuhr fort in ihn zu dringen und fragte, wer ihm denn die Gewißheit gäbe, daß Horazius nicht doppelte Depeschen empfang und schrieb und ihn auf die Weise ohne Mühe betröge. Er lächelte mit innerm Selbstvertrauen. Ich kenne ihn zu gut, versetzte er; er ist einer der ehrlichsten, aufrichtigsten, des Betrugs unfähigsten Männer, die es geben kann, und nun fing er an tausend Beyspiele und Handlungen anzuführen, womit ihn Horaz

zum

zum besten gehabt hatte. Das Ende von der Sache war, daß, nachdem sie Frankreich gegen Spanien und gegen sich selbst und gegen seinen Handel und seine Größe gemißbraucht und bis zur Erklärung des kurzen Krieges von 1733 zum besten gehabt hatten, die Walpoles seine Vertrauten, seine Heuern Freunde, die nur nach seinen Befehlen und Leitung handelten, im versammelten Parlamente seiner auf das grausamste spotteten und Punkt für Punkt den plumphen Betrug vor aller Augen darlegten, den sie zu ihrem Vortheil und zu unserm größten Schaden sechs Jahre hindurch mit unserm Minister gespielt hatten. Dieser gerieth darüber in die äußerste Wuth, die ihn aber nicht klüger machte. Er warf sich nun dem Herzog von Lothringen, dem gebornen Feind Frankreichs, und durch ihn dem Kaiser in die Arme. Dieser Monarch, Sklav seiner Würde und Größe, gab sich nicht so dazu her, wie der Herzog es wollte, der unserm Hofe näher war und durch die Leute, die er daselbst unterhielt, ihn von innen und von außen kannte. Lecheren, der durch unzählige überall gespielte Intriguen sich eines Kardinalshutes vom Könige August versichert, ihn aber durch seine unordentliche Aufführung so gut als verloren hatte, verkaufte ihn an den Grafen von Sinzendorf für seinen Sohn, der, wiewohl noch nicht über drey oder vier und zwanzig Jahre alt, durch Unterstützung des Kaisers und unterm Vorwand der Polnischen Ernennung, ihn auch wirklich erhielt. Lecheren erhielt dafür viel baar Geld, das Bisthum Namur, das Versprechen eines bessern und den vollkommensten Eingang beym Kaiser, den Sinzendorf damals beherrschte. Dieser kannte unser Terrain so gut, wie der Herzog von Lothringen; er leistete ihm Beystand und brachte es bey dem Kaiser dahin, daß er eigenhändig an den Cardinal Fleury schrieb, ihn mit Schmeicheleyen und Lobsprüchen überhäufte, ihm sein Zutrauen zu erkennen gab und aus großer Achtung für seine Rechtschaffenheit und Fähigkeiten sich von ihm leiten lassen zu wollen vorgab. Der Cardinal war vor Freuden außer sich, er hatte vielleicht nie etwas von der ähnlichen List Karls V. gegen den Cardinal Wolsey gehört; er wurde immer mehr von dem Kaiser und dem Herzog von Lothringen eingenommen, dem letztern glaubte er das Zutrauen danken zu müssen, für ihn that er alles und durch seine Hände ging der Briefwechsel, der unsern Ministern und den intimsten Secretärs des Cardinals

Sinals unbewußt, welche von diesen Briefen nichts als die Aufschrift zu sehn bekamen, später zwischen dem Kaiser und ihm geführt wurde. Ich beging wieder die Sottise, ihn darz auf aufmerksam zu machen, daß er betrogen werde. Er erzählte mir mit derselben Mine der Wohlgefälligkeit und des Selbstvertrauens diesen Briefwechsel, und ohne Ceremonie, setzte er hinzu, schreibe ich ihu rundheraus, was ich denke; er antwortet mir mit einer Freundschaft, Vertraulichkeit und einem Respect, der für dieses Verhältniß nicht größer seyn kann; und nun sing er an auf die Sachen selbst einzugehen, die aber noch weit bodenloser waren, als damals bey dem Engländer, und schwächte viel. Jener kurze Krieg vermochte ihm nicht die Augen zu öffnen, er glaubte den Frieden durch sein Wort kraft seines persönlichen Ansehens zu Stande gebracht zu haben. Er erzählte es mir zu Issy, als ich von la Frete zurück kam; und Lothringen, sagte ich, bedingen Sie nicht aus? Der gute Mann wurde etwas verlegen und sagte, Campredon sey zu voreilig gewesen und habe wider seinen Befehl unterzeichnet. Aber Lothringen? fuhr ich fort. Ja Lothringen, erwiederte er, das haben sie durchaus nicht abtreten wollen. Campredon hat unterzeichnet und wir haben unsre Anerkennung nicht verweigern wollen. Es war einmal geschehen. Hierauf stellte ich ihm die Folgen der von ihm garantirten pragmatischen Sanction vor, welche Gefahr es für Frankreich sey, wenn der Kaiser Lothringen besitze, der diesen Staat besfestigen, Truppen daselbst halten, Elsaß und die Franche-Comté von uns abschneiden und uns nöthigen könne, eine zweyte besfestigte Grenze in den Bisthümern und in Champagne zu unterhalten, wofern wir ihn hindern wollten, in Paris zu seyn, sobald er wollte; und wie wenig man sich mit Versprechungen begnügen könne, zeige die Geschichte Ferdinands des Katholischen und Ludwigs XII und Karls V und Franz I, wiewohl bey diesen die große Verschiedenheit Statt gefunden habe, daß sie, wenn sie von den Ansprüchen an Italien abstanden, doch von dieser Seite, wegen den dazwischen liegenden Alpen und Staaten von Savoyen Ruhe und Sicherheit hatten, statt daß uns die Lage von Lothringen beständig und augenblicklich Gefahr drohe. Dieses Gespräch, in welchem ich mich mehr über diese Dinge verbreitete und mehr Nachdruck brauchte, und das er, bis zu Ende, ohne mich zu unterbrechen, mit der größten Aufmerksamkeit

samkeit anbetete, versetzte ihn in ein tiefes Nachdenken, das uns beyde, da wir zu sprechen aufgehört hatten, lange in Stillschweigen ließ. Er unterbrach es zuerst, um von etwas anderm zu sprechen. Einen Monat nachher erfuhr ich, daß man uns Lothringen gänzlich und für immer abtrete; ich war darüber sehr erfreut und ich gestehe, daß ich Ursache davon zu seyn glaubte, wiewohl ich mich hütete das geringste davon merken zu lassen. Das sonderbarste dabey war, daß nachher der Cardinal und ich nie wieder von Lothringen mit einander gesprochen haben. Man hat bey dem Tode des Kaisers, dessen Name bis dahin der Cardinal gewesen war, alle die von ihm gegen uns geschlossenen und unterzeichneten Tractaten gesehen und hat den Krieg erklären sehen, unter welchem Ludwig XIV fast erlegen wäre. Die Niedrigkeiten Zinzendorfs zu Soissons, die Einwilligung des Kaisers zu seiner Erhaltung des Cardinalshutes vor der Cardinalspromotion waren die Vorbereitung gewesen, welche Lecheren und der Herzog von Lothringen einen Monat vor dem Tode des Kaisers, welcher Ursache war, daß jene schon ganz gebildete und zum Ausbruche fertige Ligue entdeckt und in der Geburt erstickt wurde, zu so gefährlichen Absichten zu benutzen wußten. Schmerling, der hier alles für den Kaiser führte, während Lichtenstein den Glanz und den Namen hatte, gab in dem Vorzimmer des Cardinals und zwar öffentlich vor aller Augen, dem ersten Kammerdiener des Cardinals Barjac, dessen vertrautes Verhältniß mit ihm und Credit jedermann gekannt hat, eine reiche goldene Kette mit dem Medaillon des Kaisers, in dessen Namen, zum Geschenk, und sagte ihm in dessen Namen Dank für die Sorge, die er für die Gesundheit seines Herrn trage und zum Zeichen dieses Dankes und zur Ermunterung, so fort zu fahren, mache ihm der Kaiser dieses Geschenk. Barjac nahm es an, der Cardinal war darüber entzückt und der ganze Hof stumm vor Erstaunen. Endlich hatte sich der Holländische Ambassadeur ebenfalls durch Schmeicheleyen der Art seines Zutrauens bemächtigt. Er hatte viel Gefallen an ihm und übertief sich ihm ganz in der Periode nach des Kaisers Tode; er glaubte über Holland zu disponiren und wurde beständig in diesem Irrthume gehalten bis zum Ausbruch der letzten Revolution in Rußland zum Besten der Elisabeth, wobey die Quadrupel Allianz Englands, Oestreichs, Danemarks und Rußlands an

Tag kam, als der Courier, welcher die Ratificationen derselben nach Petersburg brachte, die ganze Lage der Dinge daselbst verändert fand, diejenigen, denen er sie brachte, vom Throne gestürzt und im Gefängniß und Elisabeth, bis jetzt eine ehrenvolle Gefangene, in ihren Platz auf den Thron eingesetzt.

Fleury war sein ganzes Leben Höfning des Marschalls von Billeroy gewesen. Er sah Frau von Dangeau und Frau von Lewis in vertrautem Verhältniß mit Frau von Maintenon und in den innern Circeln des Königs; er hatte Frn. und Frau von Dangeau immer den Hof gemacht, bey denen oft viel Gesellschaft vom Hofe war und die vertraute Freunde des Marschalls waren; und bey Frau von Lewis suchte er Eingang zu finden und gewann sie durch seine Manieren, seine Geschmeidigkeit und Worte. Bey der außerordentlichen Gunst, die er den Marschall von Billeroy beym Könige genießen sah, bey dem ihn Frau von Maintenon wieder emporggebracht hatte und rastlos unterstützte, zweifelte er nicht, daß er an den Verfügungen des Königs Theil habe, besonders seit er ihn als Beauvilliers's Nachfolger im Conseil sahe. Er hatte dem Herzog du Maine immer den Hof gemacht; und aus allem diesen schloß er, daß, wenn er sich durch diese beyden Damen den Weg bahnte, er Instructor werden könne. Beyde waren ihm vollkommen zugethan. Frau von Dangeau vermochte viel über den Marschall von Billeroy: dieser und der Herzog du Maine waren Theilnehmer des innern Rathes, dessen Haupt Frau von Maintenon war. Die Jesuiten kannten ihn zu gut, um ihm zu trauen, und dieß machte sein Glück. Frau von Maintenon hatte die Intriganten; der Marschall von Billeroy war im Innern seines Heerzogs eben so wenig ihr Freund, und der Herzog du Maine kannte sie zu gut, um aus ihrer Mitte einen Instructor zu wünschen, der von ihnen geleitet, unterrichtet, unterstützt wäre. Die beyden Damen brachen bey Frau von Maintenon die Bahn, und fanden gute Aufnahme. Frau von Dangeau sprach mit dem Marschall von Billeroy und dieser entschied sich leicht für einen Menschen, den er von seher protegirte hatte, so daß er ihn oft in seinem Hause Wohnung geben hatte. Dieser eröffnete es dem Herzog du Maine, welcher, da er nichts gegen Fleury hatte und die Neigung der Frau von Maintenon sahe, sich leicht ihn zu unterstützen

entschloß. Nachdem diese Maßregeln getroffen waren, sah Fleury ein, daß er nun jeden Vorwand, der ihm hinderlich seyn könnte, wegräumen und daher das Bisthum am äußersten Ende des Königreichs aufgeben müsse. In dieser Absicht bat er unter dem Vorwande seiner Gesundheit, daß man es ihm abnehmen möchte. Der P. Tellier, so klug und hellsehend er war, wurde den Kunstgriff nicht gewahr, der Schritt schien ihm ganz gleichgültig zu seyn; es wurde dadurch ein Bisthum für eine seiner Creaturen offen und er suchte nur so wohlfeil als möglich dabey wegzukommen, indem er Fleury nur eine unbedeutende Abtey zudachte. Die Abtey Tornus wurde bald darauf vakant, sie wurde Fleury angetragen, und er nahm sie vor der Hand ohne lange zu handeln an, um in der Nähe auf das große Ziel sein Augenmerk richten zu können, um deswillen er Frejus verlassen hatte. Er ließ an die Geistlichkeit seiner Dioces ein Abschiedschreiben ergehen, dessen Ton und Inhalt nicht sehr gebilligt wurde. Der Böse trieb bald sein Spiel damit. Fleury hatte, da ihm weder die Wissenschaft, noch Moralität, noch Religion sehr am Herzen lag, dogmatische Streitigkeiten immer zu vermeiden gesucht. Da er die Jesuiten nicht zu Freunden hatte und in den bessern Gesellschaften eingeführt war, so hatte er sich keinen Zwang angethan, die gegen die Jansenisten angestellte Inquisition und Verfolgung zu tadeln und hatte seine Dioces immer in Ruhe gelassen. Die Idee, Instructor zu werden, ließ ihn hierin sein Betragen ändern. Er wollte die Klippen aus dem Wege räumen und allem zuvorkommen in Rücksicht eines so kühlichen und unumgänglichen Punktes, und das letzte halbe Jahr seines Bischofthums zu Frejus war er mit nichts anderm beschäftigt, als Inquisition über Lehre, Sächter, Confessoren anzustellen und die wenigen Nonnen seiner Dioces zu plagen. Da er Aufsehn erregen wollte, so war der Lärm größer als das Uebel, das er stifete; aber dieser Lärm, der so ganz nach seiner Absicht war, und den seine Freunde am Hofe geltend zu machen wußten, erscholl bis in die Niederlande und in die Einsamkeit des P. Quesnel. Er hatte so eben sein siebentes Memoire zur Prüfung der Constitution vollendet, das erst im J. 1716 gedruckt worden ist, und arbeitete an der Vorrede, als er das Abschiedschreiben Fleurys an den Clerus seiner Dioces erhielt, auf den er schon lange wegen der kürzlich angenommenen Rolle eines neuen

Ver:

Verfolger aufgebracht war. Er konnte der Lust nicht widerstehen, den neuen Eifer Fleurys zu züchtigen, und er that es in dieser Vorrede, der er eine mit dem beißendsten Spotte gewürzte Satyre einschaltete, in welcher Fleurys schönes Sendschreiben jämmerlich zugerichtet war. Inde irae. Fleury war mit seiner lachenden sanften bescheidenen Miene innerlich der stolzeste, der unverdönllichste Mensch, den ich je gekannt habe. Er verzieh dieß dem P. Quesnel nie und daher kam ihm der beyspiellose, wüthende Haß, von dem er unaufhörlich zu den entsetzlichsten Grausamkeiten gegen die Janfenisten und Anticonstitutionärs getrieben wurde, und welcher ihn jene höllischen Maaßregeln zur Fortsetzung dieser Tyranney nach seinem Tode auf Kosten der Kirche und des Staates ergreifen ließ.

Harlay,

erster Präsident des Parlamentes.

Harlay war ein kleiner Mann mit einem Gesicht von der Form eines gehobenen Vierecks, mit einer großen Nasenbrücke, mit Geheraugen, womit er alles verschlingen und alles durchboren zu wollen schien. Er trug einen Uberschlag und eine schwarze weißgepuderte Perüque, beyde fast nicht länger als wie sie die Geistlichen tragen; eine Mütze, lange Manschetten nach Art der Priesier und des Kanzlers, aber nekartig; sein Rücken war gekrümmt, seine Sprache langsam und abgewogen, eine alte gallische Aussprache, oft auch dergleichen Worte und Redensarten; sein ganzes Aeußere erzwungen, affectirt; die Miene eines Heuchlers. sein Anstand erborgt und cynisch, tiefe Verbeugungen, sich immer an den Wänden hindrückend mit der Miene der Ehrerbietung, durch welche Kühnheit und Unverschämtheit hindurchblickten; abgezirkelte Reden, aus denen immer Stolz jeder Art und so weit er es wagte, Verachtung und Spott sprachen; Sentenzen und Maximen seine gewöhnliche Sprache, selbst in gemeinen Gesprächen; immer laconisch, nie ohne Zwang und eben so niemand, wer bey ihm war; viel natürliche Anlage und Umfassung des Geistes; viel Durchdringung; eine große Kenntniß der Menschen, besonders derer, mit denen er zu

thun hatte; viel schönwissenschaftliche Bildung; eine tiefe Kenntniß des Rechts und, was zum Unglück so selten geworden ist, des Staatsrechts; viel Belesenheit und Gedächtniß; und bey einer Langsamkeit, aus der er sich ein Studium gemacht hatte, eine Sicherheit, Schnelligkeit und Lebhaftigkeit der Gegenantwort, die bewundernswürdig war; eine Ueberlegenheit über die geübtesten Procureurs in der Kunst des Palais; ein unvergleichliches Talent zu herrschen, wodurch er sich ein solches Ansehn über das Parlament erworben hatte, daß alle Mitglieder dieses Corps wie Schüler gegen ihn waren und die große Chambre und die versammelten Enquetes wie Knaben vor ihm standen, die er nach Willkühr beherrschte und lenkte, oft ohne daß sie es bemerkten, aber wenn sie es auch fühlten, ohne daß sie sich gegen ihn zu rühren wagten, und ohne je jemanden ohne Ausnahme eine Freyheit oder Vertraulichkeit gegen sich verstatet zu haben; prachtliebend bey Gelegenheiten aus Eitelkeit; gewöhnlich frugal aus demselben Stolge und bescheiden in seinen Meubles und Equipage, um die Sitten der alten Magistratspersonen nachzuahmen. Es war in der That sehr zu beklagen, daß so viel gute Eigenschaften und so viel natürliche und erworbene Talente von aller Tugend entblößt, und nur dem Bösen, dem Ehrgeize, der Habsucht, dem Laster geweiht waren. Von Natur stolz, giftig, boshaft, lasterhaft; demüthig, niedrig, kriechend vor seinem Bedürfniß; falsch und heuchlerisch in allen seinen Handlungen, selbst in den gewöhnlichen und in den alltäglichsten; gewissenhaft gerecht für den äußern Schein gegen Hinz und Kunz; die übertriebensten mit allen möglichen Kunstgriffen unterstützte Ungerechtigkeiten, wenn es sein Vortheil, seine Leidenschaft und besonders die Laune des Hofes und des Glückes foderte. Man hat davon die auffallendsten Proben gesehen, zu Gunsten des Herzogs von Luxemburg gegen uns. Einige Zeit nach unfrem Endurtheil, wovon ihn unfre Protestation ausgeschlossen hatte, wollte der König seine Meynung über diese Sache hören. Er gab zur Antwort, daß die Herzöge alles mögliche Recht für sich hätten, und daß er immer dieser Meynung gewesen sey. So groß ist die Gewalt der Wahrheit, daß sie selbst denen, die sie bekämpfen, das schimpflichste Geständniß abzwingt: konnte dieser Richter mehr thun, nach dem, was er in diesem Processe gethan hatte? Man weiß, durch

durch welche Infamie er sich das Depositum zueignete, welches ihm sein Freund Müvigny anvertraut hatte. Aus diesen bekannten Fakten kann man auf das Schließen, was weniger bekannt ist. Seine so verderbte Seele wurde, nicht von Gewissensbissen — denn diese kannte er nicht, oder ließ wenigstens nie merken, daß er davon ergriffen werde. — sondern von einer Laune gequält, welche an Wuth gränzte, die ihn nie verließ und ihn zum Schrecken und zur tödlichen Qual aller die mit ihm zu thun hatten, machte. So wie sie selber selbst nicht schonte, so schonte sie niemandes; ihre Ausbrüche waren häufig und stark. Die Freude war allgemein, als man von ihm befreyt war, und das Parlament, das unter seinem harten Joch bisher geseufzt hatte, hatte wohl die größte. Es ist schade, daß man nicht Harlayana von allen seinen Aussprüchen gesammelt hat, welche diesen Eyniker charakterisiren und die zugleich eine angenehme Unterhaltung gewähren würden. Mehrere sind von ihm öffentlich auf seinem Zimmer, und ganz laut bey voller Versammlung gesagt worden. Ich kann mich nicht enthalten, einige der herrlichsten vorstehendsten anzuführen.

Montataire, Lassays Vater, den Mad. la Duchesse im J. 1724 das Ordensband verschafft hatte, hatte zu seiner zweyten Frau eine Tochter des Ruffi Rabutin genommen, der durch seine *histoire amoureuse des Gaules*, die ihn für den Rest seines Lebens unglücklich gemacht hat, so bekannt ist. Mann und Frau, die ich beyde gekannt habe, waren beyde große Sprecher, und, wie man sagt, sehr große *Chilateurs*. Sie kamen zum ersten Präsidenten zur Audienz. Als die Reihe sie traf, und der Präsident zu ihnen kam, wollte der Mann das Wort nehmen, aber die Frau ließ ihn nicht reden, sondern fing selbst an, ihre Sache aus einander zu setzen. Der Präsident hörte einige Zeit zu; hierauf unterbrach er sie und sagte: ist das ihre Frau, mein Herr? Ja, mein Herr, antwortete Montataire über die Frage sehr betroffen. Wie sehr beklag ich sie, mein Herr, versetzte der erste Präsident, indem er mitleidig die Achseln zuckte, und wandte sich von ihnen weg. Alle, die es hörten, konnten sich des Lachens nicht enthalten, und die beyden gingen bestürzt und ausgebracht hinweg, ohne von dem ersten Präsidenten außer dieser *Sottise* etwas erhalten zu haben. — Frau von

Lillebonne hatte ein ähnliches Schicksal. Sie war einst mit ihren Töchtern ebenfalls bey ihm in Audienz, und ihres Ranges, ihres Ansehens und Credits, und des Credits ihrer Töchter ungeachtet, war die Antwort so grausam, daß sie vor Zorn und Aerger in Thränen zerfließend hinweggingen. — Die Jesuiten und die Väter des Oratoriums waren auf dem Punkte, mit einander zu streiten; der erste Präsident ließ sie zu sich berufen, und wollte sie vergleichen. Er verhandelte einige Zeit mit ihnen, hierauf gab er ihnen das Geleit, und sagte zu den Jesuiten: ehrwürdige Väter, es ist ein Vergnügen mit ihnen zu leben, und ein Glück, sagte er zu den Vätern des Oratoriums, zu denen er sich schnell umwandte, mit ihnen, ehrwürdige Väter, zu sterben. — Der Herzog von Rohan ging unzufrieden aus seiner Audienz; lebhaft und heftig wie er war, hatte er seine Begleitung verbeten, und nach einigen Complimenten glaubte er, dieß von ihm erhalten zu haben. Er geht die Treppe hinunter, indem er sich gegen seinen Intendanten, den er bey sich hatte, seiner Galle entledigt. Unterwegs sieht sich sein Intendant um, und erblickt den ersten Präsidenten, der ihnen auf den Fersen folgt; er ruft seinem Herrn zu, um ihn davon zu benachrichtigen, dieser wendet sich um, und fängt an Complimente zu machen, daß der Präsident zurückgehn solle. O mein Herr, sagte der erste Präsident, Sie sagen so schöne Sachen, daß man sich unmöglich von Ihnen trennen kann; und er verließ ihn in der That nicht eher, bis er ihn in Wagen steigen und fortfahren gesehen hatte. — Die Herzogin de la Ferté war bey ihm gewesen, um sich Audienz zu erbitten, und da jedermann seine üble Laune erfuhr, so beklagte sie sich darüber bey dem Weggehn gegen ihren Agenten, und nannte den Präsidenten einen alten Affen; er folgte ihr und sagte kein Wort. Sie wurde seiner endlich gewahr, hoffte aber, daß er es nicht gehört habe, und er, ohne sich etwas davon merken zu lassen, hob sie in den Wagen. Kurze Zeit darauf wurde ihre Sache vorgenommen, und unverzüglich gewonnen; sie eilte zum ersten Präsidenten, und sagte ihm allen möglichen Dank. Er, demüthig und bescheiden, beugte sich ehrerbietig; hierauf trat er ihr dicht unter die Augen und sagte ganz laut vor allen Anwesenden: Madame, ich bin sehr erfreut, daß ein alter Affe etwas für eine alte Nessin hat thun können; worauf er ganz demüthig, ohne weiter ein

Wort

Wort zu sagen, ihr seine Begleitung anbot: denn das war seine Manier, wie er sich von den Leuten los machte, daß er sie immer von einer Thür zur andern führte und sie das selbst ließ. Die Herzogin de la Ferié hätte ihn ermorden oder umsinken mögen; sie wußte nicht mehr was sie sagte und konnte seiner gar nicht los werden, und Er begleitete sie im tiefsten Stillschweigen voll Ehrfurcht und mit gesenktem Haupt bis an ihren Wagen. — Leute von gewöhnlichem Stande behandelte er ganz verächtlich. Er entblödete sich nicht, einem Sachwalter und Agenten, den Leute von Ansehn mit in die Audienz gebracht hatten, um ihre Sache besser als sie es konnten, zu führen, öffentlich zu sagen: schweigen Sie, mein Freund, mit Ihnen spreche ich nicht: und hieraus kann man sich von dem übrigen Hergang der Sache einen Begriff machen. Nicht viel besser behandelte er gewisse Räte. Die beyden Brüder Daublet, welche beyde Räte waren, und wovon der älteste Verdienst, Fähigkeit und Achtung besaß, hatten die Güter Porfan und Croi gekauft, und die Damen von denselben angenommen. Sie kamen zum Präsidenten zur Audienz; dieser kannte sie sehr gut, aber dennoch fragte er, wer sie wären? Bey Nennung ihres Namens warf er sich sogleich in die ehrerbietigste Verbeugung, und indem er sie ansah, als wenn er sie kannte, sagte er mit dem größten Ausdruck des Erstaunens: ich kenne Sie, und wandte sich von ihnen weg. — Während der Ferien war er in seinem Hause zu Grosbois. Zwey junge Räte, welche sich in der Nachbarschaft befanden, besuchten ihn daselbst. Sie trugen graue Reiseröcke, und die Halstücher durch ein Knopfloch gezogen, wie es damals Mode war. Dieß reizte die Laune des Cynikers; er rief einen seiner Leute, eine Art von Stallmeister, zeigte hierauf auf einen seiner Lakaien und sagte: den Augenblick jage mir diesen Hundesot fort, der so unverschämt ist, das Halstuch wie diese Herrn zu tragen. Die Herren fielen fast in Ohnmacht, gingen so bald als möglich ihrer Wege und nahmen sich fest vor, nie wieder zu ihm zu gehen. — Seine wenigen Vertrauten und selbst seine Familie litten nicht weniger von dieser Laune als andere. Seinen Sohn behandelte er wie einen Neger; es gab beständig Austritte zwischen ihnen. Sie wohnten und speisten zusammen und niemals sprachen sie von etwas anderm, als vom Neger und schönen Wetter. Hatten sie in häuslichen oder andern

Angelegenheiten, was beständig der Fall war, mit einander zu thun, so schrieben sie sich und von einem Zimmer zum andern gingen versiegelte Billets. Die des Vaters waren unbarmerzig; die des Sohnes, welcher gern widerbelferte, sehr spitzig; niemals ging er zu seinem Vater, ohne daß er ihn fragen ließ, ob er nicht incommodire. Der Vater antwortete, wie er einem Fremden geantwortet haben würde. So bald als der Sohn erschien, stand der Vater auf, den Hut in der Hand, befahl dem Herrn einen Stuhl zu bringen und setzte sich nur zugleich mit ihm wieder nieder. Bey dem Abschiede stand er auf und machte ihm eine Verbeugung. Frau von Moushy, seine Schwester, sah ihn auf eine nicht viel ungenirtere und vertraulichere Weise, ob sie gleich mit ihm in einem Hause wohnte; und er that oft bey Tische solche Ausfälle auf sie, daß sie auf ihrem Zimmer zu speisen sich bequemen mußte. Sie war eine Heilige von Profession, die in Ton und Manieren, in ihrem geschraubten und affectirten Wesen ihrem Bruder sehr ähnlich war. Die Schwiegertochter, eine sehr reiche Erbin aus Bretagne, war bey aller Tugend und Sanftheit das Opfer dieser drey. Der Sohn hatte alles das Böse seines Vaters, aber nicht das Gute; eine Composition von dem hirnlosesten Stutzer und der gravitätlichsten, strengsten, auf Stelzen gehenden Magistratsperson; eine Art von Narr, der dabey außerordentlich verschwenderisch und ausschweifend war. Er und sein Vater hatten sich eingebildet, Verwandte des Grafen von Orfort zu seyn, weil dieser Harlay hieß. Welch ein glorreicher, so durchaus glorreicher Stamm, und welche affectirte Demuth!

Heinsius,

Großpensionär.

Frankreich verlor im J. 1720 einen seiner unversöhnlichsten Feinde, aber in einer Zeit, wo er ihm nicht mehr schaden konnte, durch den Tod des berühmten Heinsius, Pensionär von Holland. Er war ein und achtzig Jahr alt, sein Geist war aber noch so lebhaft wie im vierzigsten; seine Gesundheit noch rüstig. Eine Krankheit von wenig Tagen, an welcher der Kummer vielen Theil hatte, war sein Tod; er starb

starb im Haag am 3. August. — Geschöpf und nachher innigster Vertrauter, allesgeltender Rath des Prinzen von Oranien und das Werkzeug der unumschränkten Autorität und Gewalt, die er sich in den vereinigten Provinzen erworben, und hatte ganz dessen Interesse, Neigungen, Haß eingefosgen. Er folgte ihm zwar nicht in seinen Chargen und in der Autorität, welche sie geben, aber wohl in seinem ganzen Einfluß auf die Gemüther und in seiner Regierungskunst, und wurde, wie er, das erste bewegende Prinzip und gleichsam der Herr aller wichtigen Deliberationen seiner Republik.

In der Leidenschaft für seinen großen Plan, Frankreich und den König zu demüthigen, geschmeichelt von der kriechenden Art, mit welcher ihm der Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough den Hof machten, die oft zwey Stunden in seiner Antichambre warteten, wollte er nichts vom Frieden hören, und diese drey hatten nichts weniger zum Zweck, als Frankreich noch unter den Frieden von Brevins zu demüthigen. Die Finanzen des Kaisers, wiewohl er der am meisten interessirte war, waren immer sehr schlecht bestellt; so eifrig auch die Engländer waren, so fühlte doch ihr Parlament die Last einer so ungleichen Vertheilung und verstand sich bey weitem nicht zu dem, was man von ihm hoffen mußte. Es fiel also auf Holland die Last, zu erforschen, was diese beyden Mächte fehlen ließen. Sein Haß und die Schmeicheleyen der beyden Helden der Zeit verblendeten Heinsius, er vollendete den Ruin seiner Republik, über welche sein Credit schaltete. Er war dreißig Jahre Pensionnär, und nie ist ein Pensionnär so Herr aller Geschäfte gewesen, man könnte sagen, so absoluter Herr, wenn die Form der Regierung nicht bey alle dem seine kluge Einkleidungen und Mandvres verlangt hätte, die aber immer voll kommen gelangen. Man kann darnach von der Fähigkeit, Kennniß, Geschicklichkeit, Beredsamkeit, Erfahrung und Geistesstärke dieses Ministers urtheilen, der, ohne Staatshalter seit dem Tode des Königs Wilhelm, sich in allem als das Haupt, den ersten seiner Republik sah, die so lange her, seit der Zeit des Königs Wilhelm und nachher, blind seinem Antrieb und Rath zu folgen gewohnt war. Aber nach geschloßnem Frieden, als der Rausch der Hoffnungen, welche ein bis zum Erstaunen glücklicher Krieg gab, vorüber war

und kalte Beſinnung eintrat, ſah endlich die Republik, worhin ſie Heinſius Leidenschaft geführt, und fühlte mit Schrecken die ungeheure Laſt von Verpfändungen und Schulden, welche er auf ſie gewälzt hatte. Die Augen öffneten ſich über Heinſius Verwaltung, die Unzufriedenheit brach aus, der Credit des Miniſters ſank, er ſah ſich in der größten Verlegenheit, um ſich zu vertheidigen, daß er die Republik in dieſen Abgrund geſtürzt, Kränkung und Verdruß waren häufig, zuletzt ununterbrochen: und dieß brachte ihn ins Grab. Außer der Stelle des Penſionärs hatte er noch die Siegel in ſeinen Händen, damit ja nichts ſeiner Gewalt fehlte. Die Generalkaaten trennten nunmehr die beyden Aemter; und nachdem ſie ſechs Wochen und noch länger delibertirt hatten, gaben ſie, den 20. Septbr., die Siegelbewahrung dem Baron von Beſſenaer, Statthaber und die wichtige Stelle des Penſionärs von Holland und Weſtſieſland dem Penſionär der Stadt Rotterdam Hoornberg.

Graf von Horn.

Der Graf von Horn ging den Freytag der Marterwoche 1700 in die Straße Quinquampoix, um, wie er ſagte, für 100000 Thaler Aktien zu kaufen, und beſtellte dazu einen Agioteur in ein Trinkhaus. Der Agioteur fand ſich daſelbſt mit ſeinem Portefeulle und mit Aktien ein: der Graf von Horn kam auch dahin, begleitet, wie er zu ihm ſagte, von zweyen ſeiner Freunde. Sogleich fielen die drey über den Agioteur her; der Graf von Horn verſetzte ihm mehrere Dolchſtiche und nahm ihm ſein Portefeulle; einer ſeiner zwey angeblichen Freunde, (die Piemontefer waren,) mit Namen Wille, verſetzte ihm den letzten Streich, da er ſah, daß er noch nicht todt war. Bey dem Lermen, den ſie machten, liefen die Leute des Wirthshaufes herbey, zwar nicht ſo ſchnell, daß ſie nicht den Mord vollbracht gefunden hätten, aber doch zeitig genug, um ſich der Mörder zu bemächtigen und ſie zu arretiren. Unter dem Getümmel entwiſchte der andre Bandit, aber Horn und Wille konnten ſich nicht retten. Die Leute des Wirthshaufes ſchickten nach der Juſtiz, deren Beamten ſie dieſelben übergaben und dieſe brachten ſie in die Conciergerie. Die ſchreckliche bey hellem Tage vollbrachte That

That machte großes Aufsehn; sogleich aber eilten mehrere angesehenere Personen, Verwandte dieses berühmten Hauses, zum Regenten und flehten um Barmherzigkeit. Dieser vernahm, so viel er konnte, mit ihnen zu sprechen und befahl, wie billig, schnell und ordentlich Gerechtigkeit zu üben; endlich drangen die Verwandten bis zum Regenten hindurch, sie versuchten ihn für wahnsinnig auszugeben, indem sie sogar sagten, ein Onkel von ihm sey eingesperrt, und verlangten, daß er ins Irrenhaus oder zu den Vätern de la Charité nach Charenton gebracht würde, wo man ebenfalls Wahnsinnige aufbewahrt; aber die Antwort war, man könnte sich nicht bald genug von solchen Wahnsinnigen befreien, die ihren Wahnsinn bis zur Wuth trieben. Da sie mit diesem Verlangen abgewiesen waren, so stellten sie vor, welchen Schimpf die Anstellung dieses Processes und seine Folgen einem so angesehenen Hause bringen würde, das allen Großen und Edlen und fast allen Monarchen von Europa befreundet sey; aber der Herzog von Orleans antwortete, die Infamie sey im Verbrechen und nicht in der Strafe. Sie stellten ihm dringend vor, daß dieses Haus die Ehre habe, mit ihm selbst verwandt zu seyn. „Nun wohl denn, meine Herren, erwiederte er ihnen, ich werde den Schimpf mit ihnen theilen.“ Der Proceß war weder lang noch schwierig. Law und der Abbe Dubois, die so sehr für die Sicherheit der Agioteurs interessirt seyn mußten, ohne welche das Papiergeld sogleich unwiederbringlich in Verfall kam, wendeten bey dem Regenten alles an, um ihn unerbittlich zu machen. Dieser, um der Verfolgung ein Ende zu machen, der er beständig ausgefetzt war, um Gnade zu ertheilen; diese aus Furcht, daß er laß werden möchte, vergaßen nichts, um das Parlament zur Entscheidung zu treiben. Der Proceß nahm eine harte Wendung, man ging auf nichts weniger als das Rad; die Verwandten, welche die Hoffnung aufgaben, den Verbrecher zu retten, dachten nur darauf eine Milderung der Strafe zu erhalten. Einige von ihnen kamen zu mir und suchten mich zu gewinnen, daß ich sie darin unterstützen möchte, ob ich gleich in keiner Verwandtschaft mit dem Hause Horn stand. Sie stellten mir vor, daß die Strafe des Rades das ganze Haus und alle die in den Niederlanden und in Deutschland mit demselben verbundenen, in Verzeßung setzen würde, weil in diesen Ländern eine große wichtige Verschiedenheit zwischen

zwischen den Strafen der Leute von Stand, welche ein Verbrechen begangen, und andern statt fände; daß die Enthauptung keinen Nachtheil für die Familie des Hingerichteten haben, das Rad aber derselben eine solche Infamie zuziehen würde, daß die Oncles, die Tanten, Brüder und Schwestern und die drey folgenden Generationen von dem Zutritt in ein adliches Stifft ausgeschlossen seyn würden; eine Ausschließung, die außer dem Schimpf mit großem Nachtheil verbunden sey, indem die Familien dadurch die Mittel, sich ihrer überflüssigen Lasten zu entledigen und ihre Kinder zu verformen und die Hoffnungen auf Akreien und souveräne Bisthümer verlohren. Diese Rücksicht bewog mich und ich versprach, ihnen, diesen Grund dem Herzog von Orleans bestmöglichst vorzustellen, ohne mich jedoch zu irgend etwas als zu Bitten um Gnade verbindlich zu machen. Ich war im Begriff nach la Frete zu gehen, um daselbst der Muße der Charwoche zu genießen. Ich ging also zum Regenten und legte ihm vor, was ich so eben gehört hatte. Ich sagte ihm, wer bey einem so durchaus abscheulichen Verbrechen um das Leben des Grafen von Horn bitte, nehme nur auf das Haus Horn Rücksicht, und sey nicht sein Diener; aber ich glaube auch, derjenige sey sein Diener nicht, der auf dem Rade bestünde, zu welchem Horn unausbleiblich verdammt werden würde. Ich glaube, es sey ein Mittelweg zu wählen, (dergleichen er ja so sehr liebte,) der jede Forderung der Gerechtigkeit und jede billige Forderung des Publikums erfüllen, den so schimpflichen und nachtheiligen Einfluß der Strafe auf die so glänzende, in so großen Verbindungen stehende Familie verhindern und ihm die ganze Familie und alle mit ihr verbundene gewinnen würde, indem man wohl fühlen müßte, daß die Gnade des Lebens unmöglich sey; statt daß alle im entgegengesetzten Falle in Verzweiflung und Wuth versetzt würden, die bey jeder versetzten Gelegenheit in ein Stifft aufgenommen zu werden, (was jetzt eben mit der Schwester des Grafen von Horn geschehen sollte,) nur noch mehr gereizt werden würde. Ich stellte ihm vor, daß dieser Weg sehr einfach sey, nämlich er brauchte nur den Schluß auf das Rad fassen und sprechen zu lassen und die Milderung der Strafe unterzeichnet und gesiegelt in Bereitschaft zu halten, um nur das Datum im Augenblick des Beschlusses darauf setzen zu dürfen und es sogleich an die Behörde zu schicken, und

und noch denselben Tag den Grafen von Horn enthaupten zu lassen; so nach Vollbringung der Gerechtigkeit und nach erteiltem Verdammungsurtheile zum Tode würde das Publicum befriedigt seyn, indem der Graf Horn genug durch den Tod bestraft sey, und das Haus Horn und alle demselben Angehörige würden, zu billig denkend, um die Vergnadigung zu hoffen, die sie selbst an der Stelle des Regenten nicht erteilt haben würden, für die Rettung ihrer Ehre und der Mittel, ihre Töchter und jüngern Edhne zu versorgen, ihm dankbar seyn. Der Herzog fand, daß ich Recht hätte, billigte meine Meynung und sah ein, wie sehr sein Interesse es fodere, so viel angesehene Leute gegen sich nicht zur Verzweiflung zu bringen, indem er doch gleichwohl der Gerechtigkeit und der Erwartung des Publikums genugthue, und versprach mir meinen Rath zu befolgen. Ich sagte ihm, daß ich morgen wegreisen würde und daß Law und Däbois, die auf dem Tode bestünden, ihn hart angehen würden. Er versprach mir aber von neuem, auf der Milderung der Strafe fest zu beharren, und sagte mir über diesen Punkt alles, was ich ihm darüber hätte weitläufigt sagen können. Ich erklärte ihm, ich sey mit dem Hause Horn nicht verwandt, noch in der geringsten Bekanntschaft oder Verbindung mit demselben, oder mit einem derer, die sich für dasselbe interessirten; es seyen lediglich Gründe und Anhänglichkeit für seine Person und Interesse, das mich so sprechen hieß, und ich beschwor ihn bey diesem Entschlusse zu beharren, da er das Vortheilhafte desselben und die traurigen Folgen des Gegentheiles einsähe, und sich nicht von dem falschen eigennützigen Raisonnement Laws und des Abbe Däbois irre machen zu lassen, die sich einander die Hände bieten würden, um ihn zu ihren Absichten zu bewegen. Er versprach es mir von neuem und da ich ihn gut kannte, sah ich, daß er es aufrichtig meynte. Ich beurlaubte mich und reiste den andern Tag ab. Was ich vorausgesehen hatte, traf richtig ein. Däbois und Law besagerten ihn und brachten ihn so gut herum, daß die erste Nachricht, die ich zu la Frette erhielt, war, daß der Graf von Horn und sein Helfersheifer Wille auf dem Greveplats lebendig gerädert worden und unter dem Tode gegen 4 Uhr des Nachmittags, auf demselben Schaffot, nachdem sie vorher auf der Folter gewesen seyen, ihren Geist aufgegeben hätten. Der Erfolg war der nämliche, wie ich ihn dem Herzog von

von Orleans vorgestellt hatte. Das Haus Horn und aller der hohe Adel in den Niederlanden, selbst in Deutschland, waren aufgebracht und legten ihrem Unwillen in Reden und Schriften keine Fesseln an. Es wurden von ihnen sogar seltsame Anschläge zur Rache gefaßt; und noch lange nach dem Tode des Herzogs von Orleans haben einige dieser Herren noch voll von Gift darüber mit mir gesprochen.

Verlage über den Grafen von Horn, der während des Lawschen Systems lebendig gerädert wurde.

Die Thorheit des Systems, das alle Laster in Bewegung gesetzt hatte, begleiteten Verbrechen, und die jungen ausschweifenden Leute besonders erlaubten sich, um Geld zu bekommen, alle mögliche Handlungen. Der Graf von Horn ging in Begleitung zweyer Wüstlinge durch das Kloster St Germain, wo die Leiche eines Procureurs bis zu ihrer Beerdigung ausgelegt war.

„Was machst du da?“ sagte der Graf von Horn zur Leiche, „steh auf,“ und gab ihr mehrere Gegenstöße und warf sie um, auf der einen Seite der Weihkessel, auf der andern der Leuchter. Der Cüre beerdigte den Todten so gut er konnte und sagte kein Wort.

Den Tag darauf traf der Graf von Horn einen Herumschlepper, der gedruckte Befehle ausrief, er nahm ihm einen ab, und bezahlte ihm einen Thaler dafür, unter der Bedingung, daß der Kerl in den Mittelgang der Kirche St Germain einen Quaderstein trug, den er ihm zeigte.

Als er den Stein hingelegt hatte, setzte sich der Graf von Horn darauf und während der hohen Messe stimmte er den Gesang an, den man bey Beerdigungen singt, und versündigte die Beerdigung der Bankozettel. Diesmal beklagte sich der Cüre, und der Graf von Horn wurde, wiewohl nur auf einige Tage, in die Bastille geschickt.

Als er aus der Bastille wieder entlassen war, ging er in die Straße Quincempoix und mischte sich unter die Agiotteurs

teurs und spielte den Negocianten. Er bot einem Mäkler Aktien um einen sehr geringen Preis zum Verkauf an, ohne eine einzige zu haben. Die Scene ging nach Sitte der Zeit in einem Wirthshause vor sich und hier krönte der Graf von Horn seine Sinnlosigkeit und Tollheit mit dem Verbrechen, indem er den Mäkler mit einem Dolche ermordete, dem er sein Portefeuille abnahm, und dann zum Fenster hinaus sprang, um zu entfliehen; ein Lastträger aus der Halle fing ihn auf und er schmeichelte sich umsonst Gnade zu erhalten. Prinzen und Große vereinigten sich, um für ihn beym Regenten zu bitten, aber der Prinz wollte ein Beyspiel statuiren und antwortete, daß ihn nicht der Schaffot entehre, sondern das Verbrechen, und daß die Handlungen persönlich seyen. Als man ihm vorstellte, daß der Graf von Horn sein Verwandter sey, soll er gesagt haben: „Nun wohl, habe ich schlechtes Blut, so laß ich es abzapfen.“ Er ging heimlich nach St Cloud, um während der Execution nicht beunruhigt zu werden.

Frankreich war damals aristokratisch und man sah den Spruch des Regenten für so ungewöhnlich und hart an, daß man ihn tadelte, daß er einen Edelmann auf dem Schaffot bluten ließ, obgleich sein Verbrechen so entsetzlich war. Der ganze französische Adel tadelte ihn, das feudale Deutschland beklagte sich mit Bitterkeit und es war eine Copie von einem Briefe im Umlauf, den der Bruder des Grafen von Horn an den Regenten geschrieben hatte, worin er sich über die grausame vom Regenten so bestimmt befohlne Hinrichtung seines Bruders in folgenden Worten beklagt:

„Ich beklage mich nicht, mein Herr, über den Tod meines Bruders. Er hatte ein so schreckliches Verbrechen verübt, daß es keine Strafe gab, die er nicht verdient hatte; sondern ich beklage mich darüber, daß Sie in seiner Person die Rechte des Königreichs, des Adels und der Nationen verletzt haben. Ich danke Ihnen für die Erlassung der Confiscation seiner Güter, die Sie mir anzubieten geruhet haben; ich würde mich für eben so infam als ihn halten, wenn ich die geringste Gnade von Ew Königl. Hoheit annähme. Uebrigens hoffe ich, daß Gott und der König eben so strenge Gerechtigkeit gegen Sie üben werden, als Sie gegen meinen unglücklichen Bruder geübt haben.“

Die

Die Rechte des Königreichs sollten, wie mich dünkt, das durch verlegt seyn, daß gegen solche Mordthaten eine so strenge Gerechtigkeit geübt werde: die Rechte des Adels, daß ein Beyspiel seiner Unterwerfung unter die Gesetze gegeben und er nicht der Strafe der Verbrechen entzogen worden; aber man verzieh dem Unwillen eines Edelmanns, der sich durch die Hinrichtung seines Bruders entehrt glaubte. Man sieht indessen, welches die Früchte des Systems waren.

Jacob II.

König von England.

Dieser unglückliche Fürst, dessen Gesundheit seit seiner Rückkehr aus dem Bourboner Bad, das ihm Fagon gerathen, sich immer mehr verschlimmert hatte, verfiel den 8ten Nov. in eine Art von Paralytis, wozu noch andere Uebel kamen, welche keine Hoffnung mehr ließen. Bey diesen Umständen faßte der König einen Entschluß, welcher der Großmuth Ludwig XII und Franz I würdiger als seiner Weisheit war. Er ging von Marly, wo er war, nach St Germain. Den 17ten Septbr. befand sich der König von England so schlecht, daß, als man ihm den König anmeldete, er kaum auf einen Augenblick die Augen aufschlug. Der König sagte zu ihm, er sey gekommen ihn zu versichern, daß er wegen des Prinzen von Wallis in Ruhe sterben könnte; er würde ihn als König von England, Irland und Schottland anerkennen. Die wenigen Engländer, die sich daselbst befanden, warfen sich ihm zu Füßen, aber der König von England gab kein Zeichen des Lebens von sich.

Der König hoffte immer, daß sein so gemäßigtes Verhalten in Flandern, die Freylassung der Holländischen Garnisonen, und die Unthätigkeit seiner Truppen, als sie alles überwältigen konnten, und nichts im Stande war, sich ihrer Gewalt zu widersetzen, Holland und England, wovon das erstere so ganz von dem andern abhängig war, vom Friedensbruch, dem Hause Oesterreich zu Gunsten, abhalten werde; dieß hieß damals die Hoffnung sehr weit treiben: aber der König schmeichelte sich noch immer damit und hoffte, auf diese Art bald den Italienischen Krieg und den ganzen spanischen

sehen Successionsstreit zu endigen, worin ihm der Kaiser mit seiner Kriegsmacht allein und selbst mit der des Reiches zu widerstehn nicht mehr im Stande seyn würde. Nichts war also dieser Lage der Dinge und der, im R. swicker Frieden feyerlich gethanen und bis dahin nicht weniger feyerlich vollzogenen Anerkennung des Prinzen von Oranien als Königs von England widersprechender als dieser Schritt: dieß hieß ihn bey dem empfindlichsten Fleck beleidigen, und ganz England und Holland mit ihm; dadurch zeigte er ihnen, wie wenig sie auf diesen Friedenstractat zu bauen hätten, und machte es ihnen leicht, alle die Fürsten, welche in diesem Tractat unter ihrer Allianz contrahirt hatten, in ihren Bund zu ziehn, und offen, auf ihre eigne Hand, unabhängig von dem Hause Oesterreich, zu brechen.

Was den Prinzen von Wallis betraf, so gewährte ihm diese Anerkennung keinen einzigen reellen Vortheil; sie beschränkte nur von neuem die Eifersucht, den Argwohn und die Leidenschaft der ihm feindlichen Parthei in England; schloß sie nur fester an den König Wilhelm an, und an die Succession in der protestantischen Linie, die ihr Werk war; machte sie nur wachsammer, thätiger und ungestümer gegen alles, was katholisch oder im Verdacht war die Stuarts in England zu begünstigen, und erbitterte sie immer mehr gegen den jungen Prinzen und gegen Frankreich, das ihnen wider ihren Willen einen König geben und über ihre Krone entscheiden wollte, ohne daß doch der König, der diesen Wunsch zum wenigsten durch diese Anerkennung zeigte, mehr im Stande war, den Prinzen von Wallis auf den Thron einzusetzen, als er den König, seinen Vater, in einem langen Kriege, wiedereinzusetzen vermocht hatte, wo er doch nicht, wie jetzt, den Streit über die Spanische Succession für seinen Enkel zu bestehen hatte. In dem kurzen Intervall, das der König von England hatte, schien er über das, was der König gethan hatte, sehr gerühet. Dieser hatte ihm versprechen müssen, nicht zuzulassen, daß nach seinem Tode die geringste Feyerlichkeit seinerwegen Statt hätte. Er erst folgte den 16. Sept. 1701 gegen 3 Uhr Nachmittags.

Den andern Tag, als den Sonnabend gegen 7 Uhr des Abends, wurde die Leiche dieses Fürsten sehr nachlässig begleitet mit dem Gefolg von einigen Kutschen, worin die vornehmsten Engländer von St. Germain saßen, nach Paris zu

den Englischen Benedictinern in der StraÙe St. Jacob gebracht, und daselbst wie der gemeinste Privatmann in einer Kapelle beygesetzt, bis zu den Zeiten, die dem Anschein nach sehr entfernt waren, wo er in England in dem Begräbniß seiner Väter beygesetzt werden konnte. Sein Herz wurde bey den Schwestern der H. Maria zu Chailot aufbewahrt.

Dieser Fürst ist unter dem Namen des Herzogs von York; und dann als König von England der Welt so bekannt geworden, daß ich von ihm zu sprechen nicht nöthig habe. Er hat sich sehr durch seine Tapferkeit und Güte, noch mehr durch die standhafte Seelengröße, mit welcher er all sein Unglück ertrug, und endlich durch eine besondere Heiligkeit ausgezeichnet.

Der Englische Gesandte, Graf von Manchester, erschien nicht mehr zu Versailles nach der Anerkennung des Prinzen von Wallis, und reiste einige Tage nach der Ankunft des Königs zu Fontainebleau ohne Verurlaubung ab. Der König Wilhelm erhielt in seinem Lustschloß zu Loo in Holland die Nachricht von dem Tode des Königs Jacob und dieser Anerkennung. Er saß gerade mit einigen Deutschen Fürsten und einigen Herrn bey Tafel; er sagte kein Wort weiter, nach dem er die Nachricht mitgetheilt hatte, aber er wurde roth, drückte den Hut ins Gesicht, und konnte seine Bewegung nicht verbergen. Er schickte Befehl nach London, um Souffin anzuzeigen, daß er sich auf der Stelle entfernen und so gleich einschiffen möchte. Er war in Abwesenheit des Ambassadeurs und eines Gesandten der Geschäftsträger des Königs. Diesem Ausbruch folgte sogleich die Unterzeichnung der großen Offensiv- und Defensiv-Allianz gegen Frankreich und Spanien zwischen dem Kaiser und dem Reiche, (das zwar kein Interesse dabey hatte, aber unter dem Hause Oesterreich keine Freyheit mehr hatte) England und Holland, in welchen Bund sie nachher noch mehrere Mächte zu ziehen wußten. In Neapel hatte man so eben eine Verschwörung unterdrückt; Cassinet, Nefse des Barons von Lisola, mit Vollmacht vom Kaiser ausgerüstet, hatte sie geleitet; er wurde gefangen: der Prinz von Murcia und der Herzog von Tesena waren die vornehmsten Häupter derselben und entlassen. Der Prinz von Montesarchio, ein Greis von 80 Jahren, stieg bey dem ersten Lärmen nebst dem Herzog von Pos-

poli zu Pferde, und beyde zerstreuten mit ihren Freunden die versammelte Rotte, welche die Empörung beginnen sollte, und unterdrückten alles. Der Herzog von Gaetano verließ Rom in dem Wagen des kaiserlichen Gesandten, obgleich es ihm der Pabst bey einer Strafe von 50000 Thalern verboten hatte. Der Vicekönig, Herzog von Medina Celti, betrug sich sehr gut dabey. Der Prinz Eugen hatte Befehl, 10000 Mann dahin zu schicken, wenn die Empörung geglückt wäre. Der Herzog von Medina Celti wurde ganz zu Ende des Jahres nach Spanien zurückberufen, und erhielt die Präsidentsstelle des Indischen Conseils, eins der reichsten und wichtigsten Aemter von ganz Spanien.

Die Jesuiten.

Der Ehrgeiz dieser berühmten Gesellschaft hat sich seit ihrer Stiftung bis auf den heutigen Tag so thätig gezeigt, daß man die Geschichte der neuern Monarchien nicht schreiben kann, ohne auf sie irgendwo zu stoßen, und es wird nichts von Bedeutung vorgehen, wo sie nicht, zum Guten oder zum Bösen, im Spiele wären.

Von jeher ist es ihre Politik gewesen, als eifrige Vertheidiger des Glaubens in der strengsten Meinheit erscheinen zu wollen; und man muß es, um gerecht zu seyn, anerkennen, daß die Kezer und besonders die Protestanten nie eifrigere Widerjacher gehabt haben: und die Jesuiten könnten sich in dieser Hinsicht ihres Eifers rühmen, wenn sie nicht die Grenzen der Vernunft überschritten hätten, indem sie die Hugenoten mit Feuer und Schwert, auf das ärgste, besonders in den Jahren des schwachen Alters des Königs, verfolgen ließen.

Aber so sehr ihr Eifer für den Glauben offenbar und anerkannt ist, so sehr begünstigt die Politik der Gesellschaft eine weltliche Moral, die der Kirche fremd ist. Und diese Moral ist oft so auffallend und übertrieben, daß die Französische Geistlichkeit und oft der Pabst selbst, welche diese fürchtbare Gesellschaft fürchten oder schonen, sich gleichwohl genöthigt sehen, ihre so irrigen moralischen Grundsätze zu verdammen, wobey der Pabst und die Geistlichkeit gewöhnlich

lich die Klugheit bräuchen, daß sie den und den Satz verdammen, ohne zu sagen, wo er her ist, um so die Ehre der Gesellschaft und des Urhebers zu retten; während die klugen Jesuiten mehr den Urheber als den irrigen Satz, den er vorgebracht hat, verfolgen; daher man auch von jeher gesagt hat, daß die guten Väter es mehr auf die Leute, als auf ihre Lehre abgesehen hätten.

Als es außer der Mode war, gegen die Protestanten zu schreiben, und als Bossuet (den sie zuerst angriffen und von mehreren der Ihrigen angreifen ließen, um seinen aufgehenden Ruhm zu verdunkeln) über diesen Gegenstand die herrlichsten Meisterwerke geliefert hatte, die nicht zu übertreffen, ja nicht einmal zu erreichen waren; so giengen sie darauf aus, neue Kezereyen in den von aller Welt bewunderten Büchern zu finden, damit sie große Hindernisse zu bekämpfen hätten; und dazu war ihnen Frankreich der beste Schauplatz; denn in Italien hätte der Pabst, zu souverain, den Streit in feiner Blöße darzustellen und zu bald endigen können; in Spanien hätte ein Spruch jede andere Meynung vernichtet, so wie auch in Portugal. Die klugen Väter wählten also Frankreich und die Niederlande zu dem Schauplatz ihrer Kriege, weil sie wohl wußten, daß das Ansehn des Römischen Stuhls und der Bulle da, wo sie hinwollten, Widerstand finden würden, und sie wollten den Ruhm haben, als unerschrockene Vertheidiger der Wahrheit zu erscheinen. Sie wählten auch unter den dogmatischen Controversen die subtilsten, die von der Gnade und der Freyheit, und die aller metaphysischsten, um desto mehr Menschen zu überraschen und die Kezerey zu finden, wo sie sie finden wollten.

Die Gesellschaft erreichte ihren Zweck. Man erhielt eine Bulle, und was das artigste dabey war, man mußte Rom lange quälen, um die Zahl der erklärten Kezereyen zu vermehren. Die Wirkung davon ist bekannt, ich habe davon in meinen Memoires gesprochen. Jetzt, wer nicht einer von den Ihrigen ist, wer nur gleichgültig gegen ihre Streiftigkeiten ist, gegen den richten sie die allzeitfertige Anklage, den bekämpfen sie mit der gewohnten Waffe: dieß ist nämlich das ganze Geheimniß des Jansenismus, welches die Kezerey ist, die die Gesellschaft nach dem Hugenotismus so subtil gefunden und an Tag gebracht hat, und die den doppelten Vortheil

Theil gewährt, eines Theils, ihre Feinde unterdrücken zu können, oder ihnen zu schaden, andern Theils als gewissenhafte Vertheidiger des Buchstabens des Evangelii und der Kirchlehre zu erscheinen; während die Gesellschaft sich kein Gewissen daraus machte, in entlegenen Ländern Missionarien zu haben, deren Glaube heidnisch war, und Theologen in Europa anzuerkennen, deren Moral nicht viel mehr werth war.

Während der Ligue sind die Jesuiten die geheimen Emisſarien des Papstes gewesen, während sich Korporationen gefunden haben, die Heinrich IV standhaft treu gewesen sind. Bedachtsam unter der Regierung dieses Königs, als er einmal befestigt war, wurden sie durch den Ruf, in dem sie standen, schreckliche Mordthaten verübt zu haben, für schuldig gehalten, ob man sie ihnen gleich nicht beweisen konnte. Demüthig unter Richelieu aber nützlich, haben sie bewiesen, wie sehr die Gesellschaft, in strenger Obhut gehalten, für Religion und Staat nützlich seyn kann; demüthig auch, aber gezwungen, während des langen Glückes Ludwigs XIV haben sie nicht eher ihren kühnen Schwung genommen, als bis sie ihn als, gedemüthigt und schwach, unglücklich und devot sahen. Man kennt alle die Greuel, die sie theils gegen die Jansenisten, theils gegen die Protestanten angestiftet und unterstützt, und wie sie den Glauben des verstorbenen Königs hierin irre geführt haben. Hierauf auf einmal wie von einem Donnerschlag durch den Regenten gedemüthigt, rächten sie sich durch den schrecklichen Anschlag, ihm die Regentschaft zu entreißen, indem sie die Anschläge des Spanischen Hofes mit Rath und verrätherischer Correspondenz unterstützten und Complotte stifteten; als sie hierauf sahen, wie viel der Abbe Dubois über den Regenten vermochte, boten sie ihm die Hand, um wieder zu Gnaden zu gelangen; sie bahnten ihm den Weg zur Kardinalswürde, nur damit er einen Fürsten für sie wieder gewinnen möchte, der Anfangs in manchen Dingen zu ihnen Zutrauen hatte, und damit er ihnen die dem P. le Tellier genommene und einem Weltgeistlichen gegebene Beichtvaterstelle wieder verschaffen und der Vulle Aufnahme und Unterstützung verschaffen möchte.

Damals sah ich, wie sehr die Jesuiten eine Erziehung des jungen Königs fürchteten, an der sie keinen Theil hatten.

Der Regent, welchen der König liebte, schien lange leben zu können und im Stande zu seyn, ihnen, wie vor seiner Regierung, nützlich zu werden, wo er ihnen die Lüste der Pfünden seiner Appanage anvertraut hatte; und die Janseuisten, die sich erhoben, die am Hofe eingeführt waren, ihre Gefangenen befreit und sich im Beuthe mancher sogar beträchtlicher Gnaden sahen, ließen sie eine Zukunft fürchten, in der sie eine schlechte Rolle spielen würden. Dies waren die Gründe, die sie zur Beförderung des Abbe Dubois zum Cardinalsstuhle bewogen; eine Handlung, welche viele belehrte, andere darin bestärkte, daß die Grundlage dieser Gesellschaft auf das Böse gebaut ist, indem ihre Obern Leute ohne Ehre, ohne Rechtschaffenheit, ohne Glauben, wenn sie ihnen nützlich sind oder seyn können, auf den Händen tragen, während sie diejenigen, die sie hassen, (nicht um der Religion willen, die, wie sie selbst geübet, ewig ist und nie fehlen kann, sondern weil sie in dem Unglücklichen, den sie dem Verderben geweiht haben, etwas, was die Gesellschaft verdunkelt, ein Talent, irgend etwas, was sie fürchten, gegenwärtig oder zukünftig sehen.) ins Gefangniß werfen und dem Bann und dem Verderben weihen. Ich frage, ob das nicht als Weltleute, nicht aber als Geistliche, handeln heiße?

Diese ganze Politik ist schon von verschiedenen, mehr oder weniger, erkannt worden; auch muß jeder, der emporkommen will, sich gewöhnlich auf die Jesuiten stützen, und der Cardinal, der uns jetzt mit so viel Gewalt beherrscht, hat nicht unterlassen, sich ihnen ganz zu ergeben: und man muß auch zugestehen, daß sie jeden, der sich ihrer Gesellschaft oder der Vertheidigung ihrer Moral, ihrer Gebräuche, Gewohnheiten und Manieren weicht, sehr reichlich belohnen, wosfern anders seine Ergebung, die sie vortreflich zu präsen verstehen, ganz, aufrichtig blind und um so niederträchtiger ist, je mehr oder weniger er in der Kirche ausgezeichnet ist: denn sie verstehen sich sehr gut auf Menschen und Rangsordnung.

Die Erziehung ist ein vortrefliches Hülfsmittel für die Jesuiten, um zu wissen, auf wen sie bauen dürfen: sie kennen zum Voraus den ganzen Charakter, Fehler und Neigungen eines Subjectes, das sie in dem Alter, wo keine Zurückhaltung täuscht und wo man offen ist, beobachtet haben. Die hohe

hohe Geislichkeit beherrschen sie durch Einfluß und Furcht; die niedere Geislichkeit durch ihre Furchtsamkeit; die Mönche verachten sie oder erhalten sie sich durch Eitelkeit. Die von St Sulpice haben sie unterstützt, nur sollten sie sich nicht zu sehr erheben, denn nach Fleury's Tode werden sie ihnen sicherlich zeigen, wie übel sie es genommen haben, daß sie so hoch gestiegen sind; und es würde mich nicht überraschen, besonders wenn die Sulpicianer sich in die Höhe geschwungen haben und sich darauf behaupten, wenn ihnen die Jesuiten einen Streich versetzten; ja vielleicht hilft ihnen schon jetzt nur, daß ihnen ihre Politik die Talente meiden heißt, die äußerlich Aufsehn erregen und sich Achtung erwerben; denn sie würden sich gewiß auch gern etwas zu schaffen machen. Auf das Oratorium sind sie entsetzlich eifersüchtig und es hat nicht an ihnen gelegen, daß sie ihm nicht wie Pont Royal gethan haben: sie sind voll Eifersucht auf ihr Institut, das trotz ihrer Angriffe noch immer große Männer hervorzubringen pflegt. Diese Gesellschaft suchten die Jesuiten gern zu vernichten, und sie haben sie wie eine Gesellschaft von Ketzern angegriffen, die mit dem Anathem belegt zu werden verdient. Diese Unterdrückung des Schwächern durch den Stärkern wird stets den Priestern von der Mission, den Sulpicianern und andern ähnlichen kleinen Gesellschaften eine Warnung seyn, nicht nach äußerem Glanz zu streben und in ihrem knechtischen Stande neben ihnen, in ihrer crassen Unwissenheit zu bleiben, und sie werden die Vorsicht brauchen, sich selbst in Schulmeynungen ihre Schüler zu nennen, aus Furcht, beobachtet, beunruhigt, zu Grunde gerichtet oder wenigstens gewaltsam angegriffen zu werden; indem die Jesuiten in den Wissenschaften auf jedes noch so unbedeutende Talent eifersüchtig sind und alle Wissenschaften, selbst die, welche nicht zu ihrem Stande gehören, bearbeiten wollen.

Was die Geschichte betrifft, so haben sie dieselbe überall als das Werkzeug ihrer Schmeicheley gegen die Könige gebraucht und sie mit unzähligen Romanen verfälscht; oder sie haben vielmehr eine Menge Wahrheiten verhehlt. Wir haben gesehen, was sie in Frankreich durch die Feder des P. Daniel gethan haben. Sie haben übrigens auf die Druckerey im Exil ein so wachsameres Auge, daß man in Frankreich kaum ein Buch drucken kann, wo von ihnen anders die Rede ist als

in übertriebenen Lobreden; auch halte ich es für unmöglich, je meine Memoires in Frankreich herausgeben zu können, außer heimlich und auch dann werden sie sie um so mehr zu unterdrücken suchen, je deutlicher sie in denselben dargesteht werden, und es wird nichts ihren Unwillen reizen, als daß ich so kühn gewesen bin, das Geheimniß ihres Verhaltens zu enthüllen, das ich als Staatsmann nahe und fern zu verfolgen im Stand gewesen bin.

Gleichwohl wenn wir gerecht seyn wollen, so könnte diese Gesellschaft, die sich so im Bösen gefällt, wenn sie reformirt oder nur gut dirigirt und von einem Minister oder unsern Königen beherrscht würde, durch ihre Talente, ihren Eifer, der nur gut gelenkt werden müßte, und durch ihre sklavische Subordination, große Dinge ausrichten. In Missionen verstehen die Jesuiten am besten die Kunst, zu Gott zu bekehren und Gutes zu wirken, ihre meisten reitgilden Christen sprechen aus Herz, weil sie unter sich eine Menge guter gläubiger Geistlichen haben; ihre Prediger sind immer gut gewählt, werden gern gehört und haben Anhang; sie flößen der Jugend viel gute Gesinnungen ein, geben ihr Leichtigkeit für die Gesellschaft und viel Gelehrsamkeit; ihre Gehorsam ist blind, mit dem sie zur Bekehrung der Heiden gehen; und ob sie gleich das Geld lieben, wie man besonders aus der Anekdote, die ich bald erzählen will, sehen kann; so lieben sie es doch nicht sowohl um ihretwillen als um der ganzen Gesellschaft oder um ihres hochwürdigen Generals willen, den ein jeder mehr liebt, fürchtet und respectirt, als ein guter Franzos den König, oder der Engländer seine Freiheit lieben kann. Ich habe sogar in einem ihrer Werke gelesen, daß es Väter gegeben hat, die diesem ihrem General so blind ergeben waren, daß sie nicht anders als knieend an ihn schrieben. Auch würde ein Jesuit lieber selbst leiden, als den General oder seine Gesellschaft in Bedrängniß sehen. Dieß alles macht diese Gesellschaft zu einem fürchterlichen Ganzen, und wird sie als solches behaupten.

Diese Betrachtungen lehren, daß es bey diesen bösen und guten Seiten der Gesellschaft am rathsamsten sey, sie nicht zu verfolgen, was sie nur schlimmer und gefährlicher macht, sondern sie gehörig zu beherrschen, ohne ihr wehe zu thun, damit sie dem Staate nützlich werde, wie sie es in der
schönen

schönen Periode Ludwigs XIV war; in welcher Zeit man einen Bourdaloue und andere Männer von Verdienst aus ihrer Mitte hat hervorgehen sehen. So würden sie kein Böses mehr stiften, denn sicherlich haben sie bis auf diesen Tag mehr Böses als Gutes gestiftet.

Was die Liebe zum Gelde betrifft, welche die Jesuiten immer gedeutet haben, so wird man nicht vergessen haben, daß zu Cadix eine Flotille mit 60 Millionen an Gold und Silber und 12 Millionen an Waaren, die Unterschleife und Contrebanden ungeredet, eintraf. Bey dieser Gelegenheit fiel nämlich eine Anekdote vor, nachdem der König von Spanien zu Madrid war. Wenn Ausladen dieser Schiffe fanden sich acht große Kisten voll Chocolate für den hochwürdigen General der Gesellschaft Jesu. Diese Kisten drückten denen, die sie trugen, fast die Schultern ein und man brauchte doppelt mehr Leute, als sie nach Proportion ihrer Größe erforderten. Da man ungeachtet dieser Verstärkung dennoch die größte Anstrengung nöthig hatte, so wurde man neugierig, die Ursache zu wissen. Als daher alle diese Kisten in den Magazinen von Cadix angelangt waren, so öffneten diejenigen, welche sie zu besorgen hatten, eine von ihnen, fanden aber nichts darin, als große dicke Chocolatengugeln, übereinander gepackt. Sie fanden eine darunter, deren Gewicht sie Wunder nahm, und so eine zweyte und eine dritte von gleicher Schwere; sie wollten eine davon zerbrechen, sie widerstand, aber die Chocolate zersprang; und als sie mehr Kraft brauchten, so fanden sie, daß es lauter Goldkugeln waren, die mit einem Finger dick Chocolate bekleidet waren; denn nach diesem Versuche untersuchten sie auch den Rest der Kiste und so alle übrigen. Sie meldeten es nach Madrid und hier wollte man ungeachtet des Credits der Gesellschaft sich einen Spas daraus machen. Man benachrichtigte die Jesuiten davon, aber vergebens; die feinen Politiker hüteten sich wohl, eine so kostbare Chocolate sich zuzueignen, und fanden es rathsamer sie zu verlieren, als es zu gestehn. Sie protestirten und schwuren, daß sie nicht wüßten, was es für eine Bewandtniß damit habe, und beharrten mit so viel Standhaftigkeit und Einmüthigkeit bey dieser Aussage, daß das Gold dem Könige anheim fiel, was kein geringer Gewinn war.

Nach der Einnahme von Namur ereignete sich etwas, was Aufsehen erregte und was bey einem andern Monarchen als dem Könige nachtheilige Folgen hätte haben können. Bevor er in die Stadt kam, wo es während der Belagerung des Schlosses nicht rathsam für ihn gewesen wäre, sich aufzuhalten, visitirte man alles sehr genau, wiewohl vermöge der Capitulation die Minen, die Magazine und mit einem Worte alles gezeigt worden war. Als man bey einer letzten Untersuchung nach der Einnahme des Schlosses auch bey den Jesuiten visitiren wollte, öffnecten sie alles, bezengten aber ihre Erraunen und noch etwas mehr darüber, daß man ihrer Versicherung nicht traute. Als man aber überall durchsuchte, wo sie es nicht erwarten mochten, fand man ihre Souterrains voll Pulver, wovon sie sich gehütet hatten, etwas merken zu lassen. Was sie damit hatten thun wollen, ist ungewiß geblieben. Man schaffte das Pulver weg; und weil es die Jesuiten waren, so wurde nichts daraus gemacht.

Herzog von Lausün.

Der Herzog von Lausün war ein Blondin, klein von Gestalt, wohlgewachsen, von einer hohen geistvollen imposanten Phsyionomie, doch ohne angenehme Gesichtszüge, nach dem, was ich von Zeitgenossen habe sagen hören. Ein Mann voll Ehrgeiz, Eigensinn, Einfälle, eifersüchtig auf alles, stets über das Ziel strebend, mit nichts zufriednen, ohne Wissenschäften, ohne Bildung des Geistes, von Natur ärgerlich, einseblerisch, menschenscheu, sehr edel in allen feinen Bewegungen, boshast von Natur, mehr noch aus Eifersucht und Ehrgeiz, dabei ein sehr treuer Freund, wenn er es einmal war, was aber selten der Fall bei ihm war, und ein guter Vater; ein bereitwilliger Feind, selbst gegen gleiche gütliche, grausam gegen Fehler und in Auffindung und Darstellung des Lächerlichen; außerordentlich brav und auf das gefährlichste kühn, ein Hofmann, gleich unverschämt, spöttisch und niedrig bis zur Sklaverei, voll von Raffinirungen, Intriguen, Niedrigkeiten, um zu seinen Zwecken zu gelangen, dabei den Ministern gefährlich, am Hofe von oben gefürchtet, voll grausamer beißender Ausfälle, die niemand des schonten. Er war aus Gasconne, der jüngere Sohn sei-

ner
den
Wort
schick
Zur
Natur
der
die
und
des
dinal
nicht
Marqu
der
Nomin
er
Gen
der
fime
hem
darun
Schm
Zug
ver
des
entree
Zimm
teu,
wand
wenn
schick
ih
fime
zu
ih
de
bei
des
den
reau,
Gema

ner Familie, und kam sehr jung, von allem entblößt, unter den Namen Peguilhem aus seiner Provinz an Hof. Der Marschall von Grammont, der mit seinem Vater Geschwisterkind war, nahm ihn bei sich auf. Er genoß damals bei Hof das erste Ansehn, besaß das Vertrauen der Königin Mutter und des Cardinals Mazarin und hatte das Regiment der Garden, worauf sein ältester Sohn der Graf von Guiche die Anwartschaft hatte. Dieser war der Liebling der Damen und die Blume der Tapfern und im Besitz der größten Gunst des Königs und der Gräfin von Soissons, der Nichte des Cardinals, von welcher der König nicht weglam und die die Königin des Hofes war. Der Graf von Guiche führte den Marquis von Peguilhem daselbst ein, der in sehr kurzer Zeit der Günstling des Königs wurde. Der König gab ihm sein Regiment Dragoner, das er errichtete, und bald darauf machte er ihn zum Feldmarschall und schuf für ihn die Würde eines Generalcolonels der Dragoner. Der Herzog von Mazarin, der sich schon im J. 1669 vom Hof zurückgezogen hatte, wollte seine Charge als Generalfeldzeugmeister niederlegen; Peguilhem erhielt mit zuerst davon Bitterung, er bat den König darum, und dieser versprach sie ihm auch, doch unter der Bedingung des Stillschweigens auf einige Tage. Als der Tag gekommen war, an welchem der König es zu declariren versprochen hatte, gieng Peguilhem, welcher das Zutrittsrecht des ersten Kammerherrn hatte, (was man auch les grandes entrées nennt,) während des Conseils der Finanzen in ein Zimmer zwischen dem, wo der ganze Hof versammelt war, tete, und dem, wo das Conseil gehalten wurde, (wohin niemand während des Conseils kam,) um daselbst den König, wenn er aus dem Conseil käme, zu erwarten. Er fand daselbst den ersten Kammerdiener des Vierteljahres Nyert, der ihn fragte, durch welchen Zufall er hieher käme. Peguilhem, seiner Sache gewiß, glaubte sich den ersten Kammerdiener zu verbinden, wenn er ihm das Glück vertraute, was so bald ihm zuerkannt werden sollte. Nyert bezeugte ihm seine Freude darüber, zog hierauf seine Uhr aus der Tasche und sah, daß es noch Zeit sey, um, wie er sagte, ein kurzes dringens des Geschäft, welches ihm der König aufgetragen, abzumachen. Er sprang eilig eine kleine Treppe hinauf zu dem Bureau, wo Louvois den ganzen Tag arbeitete, denn zu Saint Germain waren die Wohnungen sehr klein und selten, und

die

die Minister und fast der ganze Hof wohnten in ihren eignen Logis in der Stadt. Myert trat in Louvois's Bureau und benachrichtigte ihn, daß Peguilhem, nach aufgehobenem Finanzconseil, in welchem Louvois nicht war, zum Generalfeldzeugmeister erklärt werden sollte, und erzählte ihm, was er so eben von ihm selbst erfahren und wo er ihn gelassen habe. Louvois haßte Peguilhem, der ein Freund Colbert's seines Nebenbuhlers war, und fürchtete seinen Stolz und seine Gunst in einer Charge, die in so vielen nothwendigen Verhältnissen mit seinem Kriegsdepartement stand und deren Functionen und Gewalt er, so viel er konnte, sich anmaßte, was, wie er wohl fühlte, Peguilhem bei der Gunst, in der er stand, zu leiten keine Lust haben würde. Er umarmt Myert, dankt ihm, schickt ihn so geschwind als möglich zurück, ergreift einige Papiere, die ihm einen Vorwand zum Eintritt geben, geht hinunter und findet Peguilhem und Myert in dem erwähnten Zimmer. Myert stellt sich über Louvois Kommen erstaunt und sagt ihm, daß das Conseil noch nicht zu Ende sey. „Es thut nichts,“ erwidert Louvois, „ich will hinein gehen, ich habe dem Könige etwas eiliges zu sagen,“ und er geht sogleich hinein. Der König, erstaunt, fragt ihn was ihn hieher führe, steht auf und geht auf ihn zu. Louvois führt ihn in eine Fenstervertiefung und sagt ihm, er wisse, daß er Peguilhem, welcher in dem anstoßenden Zimmer das Ende des Conseils erwarte, zum Generalfeldzeugmeister erklären wolle. Se Majestät habe zwar allein die Macht über ihre Gnadensbezeigungen, er halte es aber für seine Schuldigkeit, dem Könige die Unverträglichkeit, die zwischen Peguilhem und ihm statt finde, seine Capricen und seinen Hochmuth vorzustellen; er würde in der Artillerie alles in allem seyn und alles umkehren wollen; diese Charge stehe in einer so nothwendigen Verbindung mit dem Kriegsdepartement, daß die Geschäfte, bey immer neuen Unternehmungen und Einfällen, verbunden mit der erklärten Mißhelligkeit zwischen dem Generalfeldzeugmeister und dem Staatssecretär, (wovon der geringste Nachtheil der seyn würde, daß Se Majestät alle Tage mit ihren Zänkereyen und aegenseitigen Ansprüchen belästigt seyn würde, zu deren Entscheidung Er alle Augenblicke aufgefodert seyn würde,) unmöglich ihren Fortgang haben könnten.

Dem Könige war es sehr empfindlich, sein Geheimniß in den Händen dessen zu sehn, vor dem er es vorzüglich hatte geheim

geheim halten wollen. Er antwortete Louvois mit sehr ernster Mine, daß dieß ja noch nicht geschehen sey, beurlaubt ihn und setzt sich wieder im Conseil nieder. Nicht lange darauf wird es aufgehoben, der König geht heraus, um zur Messe zu gehen, sieht Peguilhem und geht vor ihm vorbei, ohne ihm ein Wort zu sagen. Peguilhem, voll Erstaunen, wartete den ganzen übrigen Tag; und da er glaubte, daß die versprochene Declaration nicht erfolgen werde, so sprach er beim petit coucher deswegen mit dem Könige, der ihn zur Antwort gab, daß dieß noch nicht geschehen könne, daß er zusehen wolle. Die Zweideutigkeit der Antwort, und die Trockenheit seines Tones beunruhigte Peguilhem. Er war ein Weidemann, und verstand die Sprache der Galanterie, er gieng also zu Frau von Montespan, erzählte ihr seine Unruhe und beschwor sie, ihn davon zu befreien. Sie verspricht ihm Wunderdinge, und hält ihn so einige Tage hin. Dieser Absgerung müde, da er nicht ergründen konnte, wie sein Unglück zusammenhänge, faßte er einen Entschluß, der unglaublich wäre, wenn er nicht vom ganzen damaligen Hofe bezeugt würde. Er hielt es mit einer Favoritkammerfrau der Frau von Montespan, (denn alles war ihm willkommen, was ihm Connexion und Protection verschaffte,) und diese half ihm den verwegesten, gefährlichsten Streich vollbringen, von dem man je gehört hat. Bey allen seinen Liebeshändeln trennte sich der König nicht vom Bette der Königin, er kam oft spät, aber regelmäßig; dafür legte er sich aber nachmittags mit seinen Maitressen zu Bette. Peguilhem ließ sich durch diese Kammerfrau unter das Bette verstecken, in welches sich der König mit Frau von Montespan legen sollte, und hier belehrte ihn ihre Unterredung von dem Hinderniß, das Louvois ihm in Rücksicht der Charge in Weg gelegt, vom Zorn des Königs, daß sein Geheimniß ausgeplaudert worden, und von seinem Entschlusse, theils aus Aerger darüber, theils um die ewigen Zwistigkeiten zwischen Peguilhem und Louvois und die ewige Last der Schlichtung derselben zu vermeiden, ihm die Artillerie nicht zu geben. Er hörte alles, was zwischen dem Könige und der Maitresse gesprochen wurde und daß diese, die ihm die besten Dienste versprochen hatte, ihm die schlimmsten, die sie konnte, leistete. Ein Hünen, die geringste Bewegung, der kleinste Zufall, konnte den Verwegenen entdecken, und was wäre dann aus ihm geworden?

Das

Das sind Dinge, deren Erzählung in Beklemmung und Erstaunen setzt. Er war glücklicher als klug und wurde nicht entdeckt. Der König und die Maitresse standen endlich auf. Der König kleidete sich wieder an und gieng auf sein Zimmer. Frau von Montespan machte ihre Toilette, um zur Wiederholung eines Ballets zu gehn, wohin der König, die Königin und der ganze Hof kommen sollten. Die Kammerfrau zog nun Peguithem unter dem Bette hervor, der augenscheinlich kein geringeres Bedürfnis hatte, nach Hause zu gehn, um sich zu rajüstiren; sodann kam er wieder zurück und pflanzte sich an die Thüre der Frau von Montespan. Als sie herauskam, um ins Ballet zu gehn, bot er ihr die Hand und fragte sie in dem sanftesten ehrerbietigsten Tone, ob er sich schmückeln könne, daß sie sich seiner beym Könige zu erinnern gewürdigt habe. Sie versicherte ihn, daß sie nicht ermangelt habe, und erzählte ihm ein Märchen, wie es ihr einfiel, von allem, was sie so eben für ihn gethan habe. Hier und da unterbrach er sie leichtgläubig mit Fragen, um sie noch mehr zu verwickeln; dann sagte er ihr auf einmal ins Ohr, sie sey eine Lügnerin, eine Schurkin, eine Betrügerin, eine Hure und wiederholte ihr Wort für Wort die ganze Unterredung zwischen ihr und dem Könige. Frau von Montespan gerieth darüber so sehr in Verlegenheit, daß sie ihm kein Wort antworten konnte, sie hatte Mühe den Ort zu erreichen, wohin sie gieng, und konnte kaum das Zittern ihrer Kniee und ihres ganzen Körpers überwinden, und als sie an den Ort kam, wo das Ballet gegeben wurde, fiel sie in Ohnmacht. Der ganze Hof war schon daselbst versammelt. Der König eilte erschrocken zu ihr; man hatte Mühe sie wieder zu sich zu bringen. Den Abend erzählte sie dem Könige, was ihr begegnet sey; und sie glaubte steif und fest, daß der Teufel Peguithem von allem, was sie von ihm im Bette gesprochen, so genau unerrichtet haben müsse. Der König war über die Beschimpfungen, die Frau von Montespan von ihm hatte erleiden müssen, sehr aufgebracht, und es beunruhigte ihn, wie Peguithem so schnell und so genau unerrichtet seyn könne. Peguithem hingegen wollte rasend werden, daß er die Stelle nicht erhielt, so daß beyde, der König und er, sich in einem peinvollen Zwange mit einander befanden. Dieß konnte nur einige Tage dauern. Peguithem erlauerte mit Hülfe der Grandes entrées (ersten den Großen verstatteten

Zutritts) ein Gespräch unter vier Augen mit dem König; er fieng von der Stelle an zu sprechen und mahnte den König kühn um sein Verbrechen. Der König antwortete ihm, daß dazu nicht mehr Zeit sey, weil er sie ihm nur unter der Bedingung der Verschwiegenheit versprochen, und er das Geheimniß gebrochen habe. Peguilhem trat einige Schritte zurück, kehrte dem König den Rücken, zog seinen Degen, zerbrach die Klinge unter seinem Fuß, und rief voll Wuth: daß er nie mehr einem Fürsten dienen werde, der ihm so schlecht das Wort gebrochen habe. Der König, vor Zorn außer sich, that vielleicht in diesem Augenblick die schönste Handlung seines Lebens; er kehrt sich um, öffnet das Fenster, wüßt sein Rohr hinaus und sagt, es würde ihm leid thun, wenn er einen Mann von Stand geschlagen hätte. Am andern Morgen wurde Peguilhem, der sich seit der Zeit nicht sehn zu lassen getraut hatte, auf seinem Zimmer arretirt, und in die Bastille gebracht. Er war intimer Freund von Guित्रy, dem Liebling des Königs, der für ihn die Stelle eines Großgarderobemeisters geschaffen hatte. Dieser wagte es, bey dem Könige ein gut Wort für ihn einzulegen, und suchte ihn an die Neigung und Liebe zu erinnern, die er für ihn gehabt hatte. Es gelang ihm, den König zu rühren, er bedauerte es, Peguilhem durch die Versagung einer so großen Stelle, auf die er auf sein Wort rechnen zu können geglaubt habe, zum Wahnsinn gebracht zu haben, und war bereit, es wieder gut zu machen. Er gab die Artillerie dem Grafen du Lude, Ordensritter seit 1661, den er aus Gewohnheit und wegen ihrer übereinstimmenden Neigung für Galanterie und Jagd sehr liebte. Er war Capitain und Gouverneur von St Germain und erster Kammerherr, — und im J. 1675 wurde er Herzog non verifié oder à brevet. Die Herzogin du Lude, Hofdame der Dauphine, war seine zweyte Frau, die er als kinderlose Wittwe hinterließ. Um die Generalsfeldzeugmeisterstelle bezahlen zu können, verkaufte er seine Stelle als erster Kammerherr an den Herzog von Savres, welcher Capitain der Leibgarde war, und diese letztere Stelle ließ der König zur Entschädigung Peguilhem in der Bastille anbieten. Diese schnelle ungehoffte Versöhnung des Königs gab Peguilhem Kühnheit genug, um sich zu sammelein, daß er noch mehr erhalten könne; und er schlug die Stelle aus. Guित्रy kam in die Bastille, um seinem Freunde Vorstellun-

gen

gen zu thun, und erhielt mit Mühe von ihm, daß er so gut seyn wolle, das Anerbieten zu acceptiren. Sogleich verließ er die Bastille und gieng dem Könige sein Compliment zu machen und den Eid seiner neuen Charge abzulegen und verkaufte die Dragoner. Er hatte seit 1665 das Gouvernement von Verri gehabt, nach dem Tode des Marschalls von Clermont. Ich spreche hier nicht von seinem Abenteuer mit Mademoiselle und von seinem so thörichten Streiche, daß er seine Heyrath mit ihr, in welche der König schon gewilligt hatte, aufschob, um schöne Dieren zu erhalten und es dahin zu bringen, daß die Vermählung in der Masse des Königs vollzogen würde. Dieß gab Monsieur und Monf. le Prince, der ihn besonders antrieb, Zeit zum Könige zu gehen und ihm Vorstellungen zu thun, die ihn bewogen, seine Einwilligung zurückzunehmen, und so die Heyrath zu vereiteln. Mademoiselle spie Feuer und Flamme; aber Peguillhem, der seit dem Tode seines Vaters den Namen des Grafen von Lausün angenommen hatte, brachte dem Könige willig dieses Opfer, mit mehr Mäßigung als ihm sonst eigen war. Er erhielt die Compagnie der hundert Edelleute der königlichen Hausruppen Bec de Corbin, welche sein Vater gehabt hatte und war Generallieutenant geworden. Er war in Frau von Monaco verhebt, die Schwester des Grafen von Guiche, intime Freundin von Madame und in alle ihre Intriguen eingeweiht. Madame hatte, obgleich es eine Sache ohne Beyspiel war, und auch nie wieder vorgekommen ist, vom Könige, mit dem sie äußerst gut stand, erhalten, daß sie als Englische Prinzessin, so wie die Königin eine Oberhofmeisterin haben dürfte, und dazu hatte sie Frau von Monaco genommen. Lausün war sehr eifersüchtig, und war nicht mit ihr zufrieden. In einem Sommernachmittag, wo er nach Et Cloud gegangen war, fand er Madame und ihren Hof auf dem Fußboden sitzend, um sich zu erfrischen, und Frau von Monaco halb liegend, die eine Hand umgekehrt auf dem Boden gestützt. Lausün fängt mit den Damen zu scherzen an, und weiß es zu machen, daß er seine Fesse in die hohle Hand der Frau von Monaco setzt, dreht sich in derselben herum und geht fort. Frau von Monaco hatte Gewalt genug, nicht zu schreyen und zu schweigen. Nicht lange darauf machte er es noch schlimmer. Er witterte, daß der König mit ihr ein Abenteuer hatte, und die Stunde, wo sie

Von,

Bontems in eine Kappe verhüllt auf einer geheimen Treppe herauf führen sollte, auf welche eine Hinterrhüre der königlichen Cabinette stieß, und gegenüber ein Abtritt war. Lausün kam der Stunde zuvor und schloß sich in den Abtritt ein, verschloß ihn inwendig mit dem Haken, und sieht durch das Schlüsselloch den König seine Thüre öffnen, den Schlüssel herauslegen, und sie wieder zuschließen. Er wartet ein wenig, geht dann an die Thür und horcht, verschließt sie, indem er den Schlüssel zweymal herumdreht, zieht ihn ab, und wirft ihn in den Abtritt, in welchen er sich von neuem verschließt. Einige Zeit darauf kommen Bontems und die Dame und sind nicht wenig erstaunt, den Schlüssel nicht an der Thüre des Kabinetts zu finden. Bontems klopft vergebens mehrere mal leise an, endlich so stark, daß der König kommt. Er ruft ihm zu, er sey da, und er möchte öffnen, denn der Schlüssel sey nicht da. Der König antwortet, er habe ihn hingelagt. Bontems sucht ihn am Boden, während der König die Thür öffnen will, aber den Schlüssel zweymal herumgedreht findet. Alle drey waren sehr erstaunt und in Verlegenheit. Das Gespräch wird durchs Schlüsselloch geführt, wie dieser Zufall geschehn seyn könne. Der König strengt sich an, den Riegel zurückzuschieben, und ungeachtet der doppelten Schließung zu öffnen; endlich aber mußte man sich durch die Thür hindurch gute Nacht sagen, und Lausün, dem kein Wort von ihrem Gespräche entging, und der sie aus reinem Abtritt (der fest zugehakt war, als wenn jemand drauf säße) durch das Schlüsselloch beobachtete, lachte für sich aus Herzensgrunde, und hatte seinen größten Spas.

Im Jahr 1670 wollte der König eine pomphafte Reise (deren Vorwand die Besuchung der Plätze in Flandern war) mit den Damen machen, in Begleitung eines Armeecorps und aller königlichen Haustruppen, so daß die Niederlande in große Unruhe geriethen und der König sie zu beruhigen suchen mußte. Er gab dem Grafen von Lausün das Kommando des Ganzen nebst dem Parent als kommandirender General. Er verschaffte die Verrichtungen dabey mit sehr viel Einsicht und mit außerordentlicher Galanterie und Pracht. Dieser so ausgezeichnete Beweis von Gunst gegen Lausün gab Louvois vielerley zu denken Anlaß, den Lausün in keiner Rücksicht mit Schonung behandelte. Der Minister schloß sich an Frau von Montespan

Denkwürdigk. XXVII. Bd. d an,

an, die ihm die Entdeckung, die er ihr gemacht, und die ihr gefagten entseßlichen Schimpfworte noch nicht verzeihn hatte, und beyde wußten ihn dem Könige durch Erneuerung des Andenkens an den zerbrochenen Degen, an die Unverschämtheit, mit der er sich gegen seine Majestät so respectswidrig betragen, und noch dazu in der Bastille mehrere Tage die Charge eines Kapitains der Leibwache ausgeschlagen, als einen Menschen darzustellen, der sich nicht mehr kenne, der Mademoiselle so weit verführt habe, daß er der Vermählung mit ihr nahe gewesen sey und sich von ihr unaehneure Reichthümer habe geben lassen; endlich als einen durch seine Kühnheit sehr gefährlichen Mann, der sich in den Kopf gesetzt habe, die Truppen durch seine Pracht, durch seine Gefälligkeit gegen die Officiere und durch die Art, mit welcher er auf der Reise nach Flandern sich gegen sie betragen habe, sich ergeben zu machen und sich ihre Anbetung erworben habe. Sie machten es ihm zum Verbrechen, daß er in freundschaftlicher Verbindung mit der vom Hofe verwiesenen und als Verbrecherin beschuldigten Gräfin von Soissons geblieben sey. Sie müssen wohl Lausün selbst einige Verbrechen zur Last gelegt haben, da es ihnen gelang, ihm eine so barbarische Behandlung zuzuziehn.

Diese Intriguen dauerten das ganze Jahr 1671, ohne daß Lausün weder an dem äußern Verragen des Königs, noch an dem der Frau von Montespan etwas bemerken konnte, die ihn mit der gewöhnlichen Vertraulichkeit und Auszeichnung behandelten. Er verstand sich sehr wohl auf Juwelen und auf die Arrangirung derselben und Frau von Montespan gebrauchte ihn oft dazu. Eines Abends in der Mitte des Novembers 1671, als er von Paris, wohin ihn Frau von Montespan wegen Juwelen geschickt hatte, ankam, als er kaum abgetreten und in sein Zimmer gegangen war, trat bey nahe in demselben Augenblick der Marschall von Rochefort, Kapitain der Garden des Vierteljähres, hinein und arreirte ihn. Lausün wollte, äußerst besüßt, die Ursache wissen, den König oder Frau von Montespan sehen oder wenigstens an sie schreiben. Alles wurde ihm abgeschlagen, er wurde in die Bastille geführt und kurze Zeit darauf nach Vignerol, wo er in einem tiefen Gewölbe eingekerkert wurde. Seine Stelle als Kapitain der Leibwache wurde dem Marschall von Luxemburg und das Gouvernement von Veroi dem Herzog von Rocher

Rocheboucauld ertheilt, welcher seit Guirns Tode bey dem Rheinübergang den 12 Jun. 1672 Großgarderobemeister wurde.

Man kann sich den Zustand eines Menschen wie Lausün vorstellen, der so hoch herabgestürzt in einem Kerker des Schlosses Vignerol schmachtete, von jedem menschlichen Anblick entfernt, und ohne ahnden zu können warum. Er hielt es jedoch eine ziemlich lange Zeit dort aus; endlich aber wurde er so krank, daß er an die Beichte denken mußte. Ich habe ihn selbst sagen hören, daß er sich vor einem angekehlten Priesier gefürchtet habe; deswegen verlangte er durchaus einen Capuciner; und als einer gekommen war, saßte er ihn bey dem Bart und zog denselben hierhin und dorthin, um zu sehen, ob er nicht falsch wäre. Vier oder fünf Jahre befand er sich in diesem Gefängniß. Die Gefangenen erlernen sich von der Nothwendigkeit gelehrt, alleley Mittel und Wege; es befanden sich noch mehrere unter ihm, neben ihm und über ihm. Sie fanden Mittel mit ihm zu sprechen; dieser Versuch brachte sie dazu, daß sie ein geheimes Loch machten, um sich besser zu verstehen und es nachher erweitern zu lassen, um sich zu besuchen. Der Surintendant Fouquet besah sich in ihrer Nachbarschaft eingekerkert seit 1664, wo er aus der Bastille hieher gebracht worden war. (Er war in Nantes, wo sich der König befand, den 6. Sept. 1661 arretirt und von da in die Bastille gebracht worden.) Er hatte von seinen Nachbarn, welche ebenfalls Mittel gefunden hatten, ihn zu sehen, erfahren, daß Lausün sich unter ihnen befände. Fouquet, der keine Nachrichten erhielt und welche von Lausün zu erhalten hoffte, war sehr begierig ihn zu sehen. Er hatte ihn als einen jungen Mann, durch den Marschall von Grammont am Hofe eingeführt, und bey der Gräfin von Soissons, von welcher der König nicht weg kam, wohl empfohlen verlassen, wo der König ihn schon mit günstigem Auge zu betrachten anfing. Die Gefangenen, welche mit ihm Verkehr hatten, wußten ihn zu bereeden, daß er sich durch ihr Loch ziehn ließ, um Fouquet bey ihnen zu sehen, den Lausün zu sprechen ebenfalls sehr erfreut war. Da waren sie denn beyde beyfammen und Lausün erzählte Fouquet sein Glück und sein Unglück. Der unglückliche Surintendant machte große Augen, als er diesen Gascoigner Junter, der sich nur

zu glücklich geschätzt hatte, bey dem Marschall von Grammont aufgenommen und beherbergt zu werden, erzählen hörte, daß er General der Dragoner und Capitain der Leibgarde gewesen sey, und das Patent und die Berrichtungen eines kommandirenden Generals gehabt habe. Fouquet schwindelte der Kopf, er hielt ihn für einen Wahnsinnigen, der ihm seine Wistonen erzählte, als er ihm sagte, wie er um die Artillerie gekommen, und was in dieser Rücksicht vorgefallen sey. Lansüns Wahnsinn schien ihm aber gewiß, und auf den höchsten Grad gestiegen, so daß er sogar sich vor ihm fürchtete, als er ihm seine, schon vom König genehmigte Vermählung mit Mademoiselle erzählte, wie sie vereitelt worden sey, und welche Reichthümer sie ihm verschafft habe. Dieß brachte von Seiten Fouquets sehr viel Kälte in ihren Umgang, indem dieser in der vollkommenen Ueberzeugung, daß ihm das Gehirn verrückt sey, alles, was ihm Lansün von den, seit er die Welt nicht gesehen, vorgefallnen Dingen erzählte, rein für Märchen hielt. Das Schicksal des unglücklichen Stürzenden wurde ein wenig gelindert, was Lansün später wiederfuhr. Seine Frau und einige Beamte des Schlosses Pignerol erhielten Erlaubniß ihn zu sehn, und ihm Notwendigkeiten sagen zu dürfen. Eins der ersten Dinge, was er ihnen sagte, war, daß er den armen Peguillhem beklagte, den er als einen jungen Mann mit ziemlich guten Aussichten für sein Alter am Hofe verlassen, dem das Gehirn verrückt sey, und dessen Wahnsinn man in diesem Gefängniß verberge; aber wie groß war sein Erstaunen, als ihm alle die Wahrheit der von ihm erzählten Dinge versicherten. Er konnte von seinem Erstaunen nicht zurückkommen, und gerieth in Versuchung, sie alle für verrückt zu halten; es brauchte Zeit, um ihn zu überzeugen. Lansün wurde nun auch aus dem Kerker hervorgezogen, erhielt ein Zimmer, und bald darauf die nämliche Freyheit, welche Fouquet erhalten hatte; endlich sogar die Erlaubniß, sich beyde, so viel sie wollten, zu besuchen. Ich habe niemals erfahren, womit sich Fouquet ihm mißfällig gemacht hat, aber er verließ Pignerol als sein Feind, und that ihm nachher allen möglichen Schaden, auch nach seinem Tode seiner Familie.

Der Graf von Lansün hatte vier Schwestern, die alle kein Vermögen besaßen. Die älteste war Hoffräulein der Königin

Königin Mutter, die sie im Jahr 1663 an Nogent, der Capitaine de porte und Garderobemeister war, und bey dem Rheinübergange getödtet wurde und einen Sohn und Tochter hinterließ, verheyrathete. Die zweyte heyrathete Velsunce und lebte mit ihm in ihrer Provinz. Die dritte wurde Abtissin des Klosters N. D. des Saintes, und die vierte des Klosters Noncerai zu Angers.

Frau von Nogent hatte nicht weniger Kopf, und nicht weniger Intrigue als ihr Bruder, die aber weit gedachter und wenig außerordentlich war, ob sie gleich auch davon ihr Theil hatte. Aber sie wurde durch den außerordentlichen Schmerz über den Verlust ihres Mannes niedergedrückt, um den sie die ganze übrige Zeit ihres Lebens die tiefe Wittwen Trauer mit allem Zwange derselben trug. Sie war die erste, die auf diesen Gedanken kam. Frau von Baubrun ihre Schwägerin folgte ihrem Beyspiele (sie hatten zwey Brüder geheyrathet) und in diesen letzten Zeiten Frau von Cayoye. Ungeachtet dieser Trauer vergaß Frau von Nogent nicht, das Geld vom Gnadengnusse der Aemter ihres Bruders und für das Regiment und die Generalcolonelstelle der Dragoner, die er umsonst erhalten und verkauft hatte, anzulegen. Sie nahm sich des Restes seines Vermögens an, sammelte die Einkünfte, und legte es während seiner langen Gefangenschaft so gut an, daß er das Gefängniß außerordentlich reich verließ. Sie erhielt endlich die Erlaubniß ihn zu sehn, und machte mehrere Reisen nach Pignerol. Mademoiselle war über diese lange und harte Gefangenschaft untröstlich und versuchte alles mögliche, um Lausün zu besreyen. Der König entschloß sich endlich, diese Gelegenheit zum Vortheil des Herzogs dñ Maine zu benutzen und sie die Freylassung Lausüns theuer bezahlen zu lassen. Er ließ ihr deshalb einen Vorslag thun, der auf nichts weniger gieng, als daß sie dem Herzog dñ Maine die Grafschaft Eu, das Herzogthum Aumale und das Fürstenthum Dombes überlassen sollte.

Die Gabe war ungeheuer, sowohl in Rücksicht des Werthes als der Würde und Ausdehnung dieser drey Distrikte. Sie hatte überdieß die beyden ersten nebst dem Herzogthum Saint Fargeau und des schönen Guths Thiers in Auvergne Lausün zugesichert, als ihre Verbindung zerrissen wurde, und es war daher nöthig, daß er auf Eu und Aumale Verzicht

leistete, damit Mademoiselle sie dem Herzog du Maine zuer-
 kennen könnte. Mademoiselle konnte sich nicht entschließen,
 diese harten Bedingungen anzunehmen und Lauſän diese bes-
 trübliche Schenkung zu entziehen. Sie wurde mit den un-
 gesämtesten Bitten bestürmt, und endlich durch die Minister,
 bald durch Louvois, bald durch Colbert mit Drohungen ge-
 schreckt, mit welchem letztern sie aber zufrieden war, weil er
 immer gut mit Lauſän gestanden hatte und sie weit sanfter be-
 handelte als Louvois, der ihr Feind war, und immer dazu
 gebraucht wurde, ihr die härtesten Worte zu sagen und sich
 seiner Aufträge noch härter entledigte. Sie fühlte unaufhör-
 lich, daß der König ihr Freund nicht sey und daß er ihr jene
 Reise nach Orleans, welches sie (in den Zeiten der Fronde in
 der Empörung bestärkte, noch weniger aber jenes Abfeuern
 der Kanonen aus der Bastille in seiner Gegenwart auf die
 Truppen des Königs, wodurch sie am St Anton's Tag Monf-
 le Prince und die Seinigen gerettet hatte, noch immer nicht
 verziehen habe. Sie sah endlich ein, daß der König, der
 unversöhnlich gegen sie sey und durch die Leidenschaft seine
 Bastarde zu vergrößern und zu bereichern zur Einwilligung
 in Lauſäns Freylassung gebracht werden würde, nicht ablassen
 würde, sie zu verfolgen, bis sie ohne alle Einschränkung ein-
 gewilligt haben würde: sie schlug also mit den bittersten Klä-
 gen und Thränen ein. Man fand aber zur Haltbarkeit der
 Sache nöthig, daß Lauſän in Freyheit gesetzt würde, um
 dem Geschenk von Mademoiselle zu entsagen; und man schlug
 den Weg ein, daß er, so wie auch Frau von Montespan
 das Bourboner Bad brauchte, damit beyde daselbst über diese
 Angelegenheit unterhandeln könnten. Lauſän wurde dahin
 abgeführt und zu Bourben von einem Detaschement Musket-
 iers bewacht, das unter Mauptuis's Befehl stand. Lau-
 sän sah also Frau von Montespan mehrere mal in ihrer Woh-
 nung zu Bourben; aber er wurde über die ihm zur Bedin-
 gung seiner Freyheit gemachte große Aufopferung so aufgef-
 bracht, daß er nach langen Unterhandlungen nichts mehr dar-
 von hören wollte und nach Pignerol zurückgeführt wurde, wie
 er es verlassen hatte. Diese Standhaftigkeit paßte nicht in
 die Wünsche des Königs für seinen geliebten Bastarden. Er
 schickte den Hrn von Nogent und nachher Berlin, einen
 Freund Lauſäns, der sich um alle seine Angelegenheiten be-
 kümmerte, mit Drohungen und Versprechungen nach Pigne-

rol ab. Sie erhielten mit großer Mühe Lausüns Einwilligung zu einer zweyten Reise nach Bourbon, unter demselben Vorwand der Badekur, die auch Frau von Montespan unternahm. Er wurde wie das erste mal dahin abgeführt und er hat Mauvertuis seine strenge pedantische Pünktlichkeit nie verzeihen können. Diese letzte Reise geschah im Herbst des Jahres 1680. Lausün willigte daselbst in alles. Frau von Montespan kehrte triumphirend zurück; Mauvertuis und seine Musketiere nahmen vom Grafen von Lausün in Bourbon Abschied, von wo er Erlaubniß hatte, nach Angers zu gehen und daselbst zu wohnen. Dieses Exil wurde kurz darauf insoweit ausgedehnt, daß ihm das ganze Anjou und Touraine offen stand. Die Vollendung des Geschäftes wurde bis zum Anfang des Febr. 1681 aufgeschoben, um ihr einen größern Anschein vollkommner Freyheit zu geben. So hatte also Lausün von Mademoiselle nur Saint Fargeau und Thiers, da es nur bey ihm gestanden hatte, sie zu heyrathen, wenn er die Vermählung beschleunigt hätte, und das Ganze ihres ungeheuern Vermögens zu erben. Der Herzog du Maine ers hielt einen Wink, Mademoiselle die Cour zu machen, die ihn jedo ch sehr kaltünftig aufnahm und mit Verdruß ihn ihre Livree annehmen sah, was ein Zeichen seiner Erkenntlichkeit seyn sollte, aber in der That nur geschah, um sich Ansehen und Glanz dadurch zu verschaffen. Denn es war die Gattin des Livree, welche in der Folge auch der Graf von Toulouse annahm, zwar nicht aus demselben Grunde, sondern unter dem Vorwand der Gleichheit mit seinem Bruder. Beyde haben sie auf ihre Kinder forterben lassen.

Lausün, dem man eine bessere Behandlung hatte hoffen lassen, blieb 4 Jahre in diesen beyden Provinzen, wo er herum schweifte, und sich nicht weniger als Mademoiselle in seiner Abwesenheit langweilte. Sie bellagte sich, beschwerte sich über Frau von Montespan und über ihren Sohn, daß man, nachdem man Lausün durch ein unbarmherziges Lösegeld habe frey laufen lassen, ihn noch immer entsernt halte, und sie täusche, und machte soviel Lärmen, daß sie endlich seine Rückkehr nach Paris erlangte, wo er seine Wohlthäter ein fleißig sah. Die lange Weile dieser Art von Exil, das gleichwohl sehr gemildert war, hatte ihn zum Spiele gebracht, worin er sehr glücklich und immer ein ehrlicher und zuvers

d 4

lässiger

läufiger Spieler war. Er gewann sehr große Summen. Monsieur, der sich bisweilen kurze Zeit zu Paris aufhielt, und daselbst Hazardspiele spielte, erlaubte ihm mit ihm im Palais Royal zu spielen, sodann in St Cloud, wo er sich den größten Theil des Sommers aufhielt. So brachte Lausün mehrere Jahre zu, indem er sehr viel Geld gewann, und auf eine sehr honette Art lieb. Aber je näher er sich dem Hofe und der großen Welt befand, desto unerträglicher war ihm das Verbot, demselben nicht nahen zu dürfen; endlich, da er es nicht länger aushalten konnte, bat er bey dem König um die Erlaubniß, nach England gehn zu dürfen, wo man viel und sehr hoch spielte; er erhielt sie und nahm viel Geld mit sich. Man empfing ihn deswegen in London mit offenen Armen, und er spielte nicht weniger glücklich als zu Paris. Jacob II, der damals regierte, behandelte ihn mit Auszeichnung. Die Revolution war schon im Entstehn; sie brach acht oder zehn Monate nach Lausüns Ankunft in England aus, und sie schien durch den Vortheil, den sie ihm gewährte, wie jedermann weiß, ausdrücklich für ihn gemacht zu seyn.

Jacob II, von seinen Favoriten und Ministern verrathen, von seiner ganzen Nation verlassen ungewiß, was aus ihm werden sollte, den Prinzen von Oranien im Besitz der Herzen, der Truppen und der Flotten, und in London einzuziehn bereit sehend, vertraute Lausün das theuerste, was er hatte, die Königin und den Prinzen von Wallis, die er glücklich nach Calais überführte. Die Königin fertigte sofort gleich einen Courier nach Versailles ab, welcher gleich hinter dem folgte, welchen der Gouverneur von Calais, Herzog von Charost, nächster Herzog von Bethune, der sich damals daselbst befand, unmittelbar nach Ankunft der Königin abgeschickt hatte. Nach den Complimenten äußerte die Königin in ihrem Briefe, daß ihre Freude, sich mit ihrem Sohne unter dem Schutze des Königs in Sicherheit zu sehn, das durch verbittert werde, daß sie ihren Befreyer nicht zu des Königs Füßen führen dürfe. Der König antwortete ihr in den galantesten, schmeichelhaftesten Ausdrücken, und sagte, daß er die Verbündlichkeit, die sie fühle, mit ihr theile, und daß er dieß zu beweisen eile, indem er dem Grafen Lausün seine Gnade wieder schenken und ihn wieder sehn wolle. Wirklich

lich als sie ihn dem Könige in der Ebene zu St Germain vorstellte wohin ihr der König mit der königlichen Familie und seinem ganzen Hof entgegen kam, behandelte er Lausün vollenkommen gut, ertheilte ihm sogleich hier das Recht des großen Zutritts wieder, und versprach ihm ein Logis auf dem Schlosse zu Versailles, das er ihm auch sogleich nachher gab, und von der Zeit an hatte er auch eins zu Marly. Auch erhielt er ein Logis zu Saint Germain, das zum Aufenthalt des gestückelten Hofes gewählt wurde, wo auch der König Jacob II bald ankam. Lausün wußte, als gewandter Hofmann, beyde Höfe aufs beste zu benutzen und wußte sich durch den Englischen Gelegenheiten zu verschaffen, mit dem Könige zu sprechen und von ihm Aufträge zu erhalten. Er benutzte alles dieß so gut, daß ihm der König endlich erlaubte in U. I. Frauen Kirche zu Paris aus den Händen des Königs von England den Orden des blauen Hofenbandes zu empfangen, ihn denselben bey seiner zweyten Landung in Irland zum General seiner Hülfarmee beygab und ihm zugleich erlaubte, daß er General der Armee des Königs von England wurde, der in demselben Feldzug Irland verlor und mit dem Grafen Lausün nach Frankreich zurückkam, für den er endlich das Herzogs-patent erlangte, das im Mai 1692 im Parlament bestätigt wurde.

Er genoß die übrige Zeit seines Lebens einen vertrauten Umgang mit dem Könige, mit einer großen Auszeichnung und Achtung am Hofe, dem höchsten Lebensüberfluß und der Annehmlichkeit, eines der prächtigsten Häuser am Hofe zu machen, und die beste, Mittags und Abends auf das ehrenvollste besuchte, Tafel zu halten, was er auch in Paris nach des Königs Tode fortsetzte. Alles dieß war ihm nicht genug. Er nahm dem Könige nur äußerlich in Vertraulichkeit, er fühlte das Herz des Monarchen gegen sich behutsam wahrhaft und verschlossen, und alle seine Kunst und Bemühung war nicht im Stande es zu öffnen. Dieß bewog ihn zu der Heyrath mit meiner Schwägerin, in der Absicht, sich, bey Gelegenheit des Kommandos, das der Marschall von Lorges in Deutschland hatte, mit dem Könige in einen ernstlichen Verkehr zu setzen, aber er entzweyete sich sogleich darauf mit ihm, als er seine Entwürfe von dieser Seite scheitern sah. Er suchte deswegen die Heyrath Lorges's mit Chamillarts Tochter

Tochter zu Stande zu bringen, um sich durch den Credit dieses Ministers wieder mit dem Könige zu versöhnen, was ihm aber nicht gelang. Daher unternahm er die Reise nach Aachen unter dem Vorwande der Badekur, um daselbst Bekanntschaften zu knüpfen, die ihn mit dem Könige in Hinsicht des Friedens in besonderes Verhältniß setzten, was ihm aber wieder nicht gelang; und dieß trieb ihn endlich zu dem tollen Streich, sich auf den Sohn Chamillarts, der beynähe noch Kind war, eifersüchtig zu stellen, um dem Vater Furcht zu machen und ihn zu bewegen, daß er ihn durch die Ambassade für die Friedensunterhandlungen entfernte. Da ihm alle diese verschiedenen Plane fehlschlügen, so war er sehr niedergeschlagen und klagte über seine tiefe Ungnade. Es entgieng ihm nichts, wo er seinen Hof mit innerer Niedrigkeit und äußerer Würde machen konnte, und er feyerte jährlich eine Art von Jahresfest seiner Ungnade durch irgend etwas Außerordentliches, wovon Laune und Einsamkeit der Grund war: er sprach selbst davon und sagte, daß es unvernünftig sey, die Wiederkehr dieser Epoche zu feyern, die ihn so tief demüthigte.

Dem Grafen von Tesse spielte er im Lager von Compiègne einen artigen Streich. Er war General-colonel der Dragoner. Zwey Tage vorher fragte ihn Laufün, mit der Miene der Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit, die er fast immer anzunehmen wußte, ob er auf alles gedacht habe, was er brauche, um den König an der Spitze der Dragoner zu begrüßen, und sie kamen ins Gespräch über das Pferd, den Anzug und die Equipage. Nachdem er alles gelobt hatte, fiel er ein: aber der Hut? vom Hute höre ich ja gar nichts. Nun ja, antwortete der andere, ich trage eine Mütze. Eine Mütze? erwiederte Laufün, ist das Ihr Ernst? Eine Mütze, das gehört sich wohl für die andern, aber der Generalcolonel eine Mütze!? Nein, Herr Graf, das ist Ihr Ernst nicht. Nun, antwortete Tesse, was soll ich denn haben? Laufün ließ ihn lange in Zweifel und ließ sich bitten, indem er immer versicherte, er wisse es besser als er sage. Endlich auf sein dringendes Bitten sagte er, er wolle ihm nicht einen so groben Fehler begehen lassen; da diese Charge für ihn geschaffen worden, so wisse er alle die Auszeichnungen derselben, wovon eine der hauptsächlichsten sey, einen grauen Hut bey

bey der Musterung zu tragen. Tesse erstaunt, gesteht seine Unwissenheit; und im Schrecken von der Dummheit, die er habe begehen können, ergießt er sich in Dankfugungen und geht soaleich in der Geschwindigkeit nach Hause, um einen seiner Leute nach Paris zu schicken und einen grauen Hut hohlen zu lassen. Der Herzog von Lausün hatte natürlich die Vorsicht gebraucht, Tesse geschickt auf die Seite zu kriegen, um ihm diese Notiz zu geben, und hatte sie niemanden hören lassen. Er rechnete sicher darauf, daß Tesse in der Scham über seine Unwissenheit, sich dessen gegen niemand rühmen würde, und er hütete sich auch jemanden etwas zu sagen. Am Morgen der Revue gieng ich zum Lever des Königs; und sah daselbst, gegen seine Gewohnheit, den Herzog von Lausün bleiben, der, da er das Recht des ersten Zutritts hatte, immer weggieng, wenn die Hofleute kamen. Ich traf das selbst auch Tesse mit einem grauen Hute, einer schwarzen Feder und einer großen Cocarde, der sich sehr mit seinem Hute brüstete. Die Farbe des Hutes, die der König nicht leiden konnte und die seit mehreren Jahren niemand mehr trug, fiel mir sehr auf und ich sah ihn lange an: denn er stand mir fast genau über und Hr von Lausün, ziemlich nahe bey ihm, ein wenig hinter ihm. Als der König angezogen war, erblickte er den Hut. Er war darüber betroffen und fragte Tesse, wo er den Hut her habe? Dieser sagte selbstgefällig, er habe ihn von Paris kommen lassen. Und wozu das? sagte der König. Sire, antwortete jener, weil Ew Majestät uns heute die Ehre geben, uns zu sehn. Nun wohl, erwiderte der König, immer mehr erstaunt, wie hängt das mit dem grauen Hute zusammen? Sire, sagte Tesse, den diese Antwort in Vertlegenheit zu setzen anfieng, es ist ja das Privilegium des Generalcolonels, an diesem Tage einen grauen Hut zu tragen. Einen grauen Hut? sagte der König, wo der Teufel haben Sie das her? Der Herzog von Lausün, Sire, für den Ew Majestät die Charge geschaffen haben, hat es mir gesagt. Der Herzog mochte vor Lachen bersten und entswachte. Lausün hat Sie zum Besten gehabt, sagte der König ein wenig lebhaft! Glauben Sie mir, schicken Sie nur diesen Hut an den Prämonstratenser General. Nie habe ich jemanden in größerer Verwirrung gesehn, als Tesse; er stand mit niedergeschlagenen Augen da und sah den grauen Hut an, mit einer Traurigkeit und einer Beschämung, welche die

Scene vollkommen machte. Keiner der Zuſchauer hielt das Lachen zurück, und alle mit dem Könige vertrautern gaben ihr Wort darcin. Endlich erhielt Teſſe wieder ſoviel Beſinnung, daß er fortgieng. Der ganze Hof ſprach darüber und fragte ihn, ob er Lauſün noch nicht kenne, der allemal, wenn man davon ſprach, ins Häuſtchen hinein lachte. Gleichwohl wagte Teſſe nicht darüber böſe zu werden, und die Sache, wiewohl ein wenig ſtark, blieb ein Spas, mit dem Teſſe lange gequält wurde und viele Beſchämung ertragen mußte.

Im Sommer nach Ludwigs XIV Tode wurde in der Ebene längs dem Holze bey Voulogne eine Revüe der königlichen Hauſtruppen gehalten. Auf der andern Seite ſißt Paſſy an dieſe Ebene, wo Lauſün ein artiges Haus hatte. Frau von Lauſün befand ſich dajelbſt mit fröhlicher Geſellſchaft und ich war auch, den Abend vor der Revüe, dajelbſt eingekehrt. Frau von Poitiers ſtarb vor Verlangen die Revüe zu ſehn, als eine junge Dame, die noch nicht viel geſehn hatte, ſie wagte aber nicht ſich in der erſten Witwentrauer ſehn zu laſſen. Es wurde in der Geſellſchaft über das Wie gerathſchlagt und man fand, daß ſie Frau von Lauſün, wenn ſie ſich hinten im Wagen hielte, mitnehmen könnte und es wurde dahin entſchieden. Während der Fröhlichkeit der Geſellſchaft kam der Herzog von Lauſün von Paris an, wohin er am Morgen gereiſt war. Man nahm eine Wendung, um es ihm zu ſagen. Sobald er es hörte, gerieth er in eine Wuth, die entſetzlich war, er war ganz außer ſich, und ſagte ſeiner Frau die unangenehmſten Dinge, und in den härteſten, ſtärkteſten, beleidigendſten Ausdrücken. Sie ſah ihn mit ſauſtem Blick an, Frau von Poitiers weinte und ſchluchzte und die ganze Geſellſchaft war in der tödtlichſten Verlegenheit. Der Abend ſchien ein Jahr zu ſeyn, das traurigſte Deſertier das fröhlichſte Mahl in Vergleich mit dieſem Souper. Der Herzog war den Abend nicht zu ſprechen, das tieffte Stillſchweigen herrſchte, alles war in Verlegenheit, und ſelten wagte jemand ein Wort zu ſeinem Nachbar zu ſprechen. Er verließ die Tafel wie gewöhnlich bey dem Deſert und gieng zu Bette. Man wollte ſich nachher expectoriren und darüber ſprechen, aber Frau von Lauſün verhinderte es ſehr klug und artig, indem ſie Karten austheilen ließ. Gleich den andern Morgen gieng ich zu Lauſün, um ihm wegen des geſtrigen Auf-

Auftritts sehr stark meine Meynung zu sagen. Ich hatte dazu keine Zeit. Als er mich kommen sah, breitete er die Arme aus, und rief mir entgegen, ich sähe einen Wahnsinnigen, der meinen Besuch nicht verdiene, sondern ins Tollhaus gehöre, hielt seiner Frau die größte Lobrede, die sie gewiß verdiente, er sey nicht werth, sie zu besitzen, nicht werth, ihre Fußstapfen zu küssen, häuſte auf sich alle möglichen Schimpfreden und sagte mit Thränen in den Augen, daß er eher Mitleid als Zorn verdiene, und er wolle mir seine ganze Schande und sein ganzes Elend gestehen; er sey über 80 Jahr alt, er habe weder Kinder noch Nachkommen, er sey Capitain der Garde gewesen und wenn er es noch wäre, so wäre er unfähig die Functionen dieser Stelle zu verrichten, er sage sich dieß ohne Unterlaß, gleichwohl könne er sich nicht darüber trösten, daß er es so lange Jahre, seit er diese Stelle verloren, nicht mehr sey, er habe nie diesen Stachel aus seinem Herzen reißen können, alles was ihn daran erinnere, bringe ihn außer sich, und als er gestern gehört habe, daß seine Frau die Frau von Poitiers zur Neude der Leibgarde, in der er nichts mehr sey, führen wollte, sey er so außer sich gekommen, daß er sich so vergangen habe, wie ich gesehen hätte; er wage nach diesem Vorfall sich vor niemans den mehr sehn zu lassen, er wolle sich in sein Zimmer einschließen, er werfe sich mir zu Füßen und beschwöre mich, zu seiner Frau zu gehen und sie zu bewegen, daß sie Mitleid mit einem thörichtigen Greise haben möchte, der vor Schmerz und Scham sterben wollte, und daß sie ihm zu verzeihen würdigte. Dieses aufrichtige so schmerzhaftes Geständniß rührte mich, ich suchte ihn nur aufzurichten und zu trösten. Die Verdhmung war nicht schwer. Wir zogen ihn nicht ohne Mühe aus seinem Zimmer hervor und man sah ihm mehrere Tage eine sichtbare Verlegenheit an.

Ich habe oft bey Gelegenheit dieser Geschichte über das Elend derer, die mit Trunkenheit an der Welt hängen, und über das Elend der Ehrgeizigen nachgedacht, deren Durst weder Reichthum, noch die angenehmste häusliche Lage, noch erlangte Würde, noch Alter, noch körperliche Ohnmacht stillen können, und die statt sich des zu freuen, was sie besitzen, und ruhig des Glückes desselben zu genießen, sich mit ewiger Unzufriedenheit das Leben verbittern.

Diese

Diese Narrheit, gern Kapitain der Garbe feyn zu wollen, beherrschte Lausün so sehr, daß er oft ein blaues Kleid mit silbernen Tressen trug, das zwar nicht der Uniform eines Gardikapitains an Reuetagen ähnlich war, derselben aber so viel als möglich nahe kam, mehr aber noch der Uniform der Jagdkapitaine der königl. capitaineries; und er hätte sich dadurch lächerlich gemacht, wenn er nicht durch alle seine Sonderbarkeiten die Welt, die ihn fürchtete, daran gewöhnt und sich über allen Spott weggehoben hätte.

Hey aller seiner Politik und Geschmeidigkeit konnte er mit aller Gelassenheit auf jedermann mit den hartesten schneidenden Worten ausfallen. Die Minister, kommandirenden Generale, alle, die ihr Glück machten, und ihre Familien wurden am meisten gemißhandelt. Er hatte sich gleichsam das Recht angemacht, alles sagen, alles thun zu dürfen, ohne daß irgend jemand es übel nehmen konnte. Die einzigen Grammonts waren ausgenommen. Er erinnerte sich immer an die Aufnahme und den Schutz, den er in seiner ersten Zeit bey ihnen gefunden hatte, er liebte sie, interessirte sich für sie und erzeigte ihnen immer Ehrebleitung. Der alte Graf von Grammont mißbrauchte sie und rächte den Hof durch die Brodeen, die er ihm bey Gelegenheit in den Bart warf, ohne daß Lausün etwas zurückgab und etwas abnahm, wies wohl er es gern leise abwendete. Er that immer viel für die Kinder seiner Schwestern. Als die Pest zu Marseille ganz vorbey war, bat er bey dem Herzog von Orleans um eine Abtey für den Bischoff von Marseille. Der Herzog von Orleans ertheilte kurz darauf die Pfründen und vergaß den Bischoff von Marseille. Lausün stellte sich unwissend und fragte den Regenten, ob er die Güte gehabt hätte, sich seiner zu erinnern. Der Regent gerieth in Verlegenheit. Da sagte Lausün, gleichsam als wollte er ihm aus der Verlegenheit helfen, mit gelassenem ehrerbietigen Tone: „Monseigneur, es wird ein andermal besser gehen.“ Der Regent verstümmte über diese beißende Rede und Lausün gieng lachend fort. Die Anekdote kam sehr ins Publikum, und der Herzog von Orleans, der sich schämte, machte seine Vergessenheit durch das Bisthum Leon gut; und auf des Bischoffs von Marseille Weigerung, seine bisherige Kirche aufzugeben, gab er ihm eine reiche Abtey, obgleich Lausün schon todt war.

Drey

Drey oder vier Jahre vor seinem Tode bekam dieser eine Krankheit, die ihn dem Tode nahe brachte. Wir besuchten ihn alle sehr fleißig, er wollte aber niemanden von uns sehen, außer Fr. von Saint Simon ein einziges mal. Languet, Cüre von St Sulpice, kam oft hin und kam bisweilen bey ihm vor, wo er dann herrliche Gespräche mit ihm führte. Eines Tages, als er bey ihm war, schlich sich der Herzog de la Force in sein Zimmer. Lausün war sein Freund nicht und hielt sich oft über ihn auf: er empfing ihn sehr gut und fuhr fort den Cüre zu unterhalten. Auf einmal wendet er sich zu diesem, macht ihm Complimente und Danksagungen, sagt ihm, daß er ihm nichts theuerers zu geben habe als seinen Segen, zieht seinen Arm aus dem Bette, und spricht und giebt ihm den Segen. Sodann wen er er sich zum Herzog de la Force, sagt ihm, daß er ihn immer als den Freund und das Haupt seines Hauses geliebt und geachtet habe und daß er von ihm als solchem seinen Segen verlange. Die beyden waren erstaunt und verwirrt und konnten kein Wort hervorbringen. Der Kranke verdoppelt seine Bitten. Der Herzog de la Force, der etwas wider zu sich gekommen war, findet die Sache so spasshaft, daß er ihm seinen Segen giebt; um aber nicht laut lachen zu müssen, geht er sogleich fort. Er kam zu uns in das anstoßende Zimmer, er wollte sich todtlachen und konnte uns vor Lachen kaum erzählen, was vorgefallen sey. Einen Augenblick darauf kam auch der Cüre, sehr bestürzt, sich so viel er konnte zum Lachen zwingend, um seinen Verdruß zu verbergen. Der Kranke, der seinen Eifer und seine Geschicklichkeit, die Leute zum Bau seiner Kirche breit zu schlagen, kannte, hatte oft gesagt, daß er sein Narr nicht seyn wolle; er schrieb seine fleißigen Besuche dem Eigennuß zu und hatte ihn so zum Besten, indem er ihm nichts als seinen Segen gab, den er von ihm empfangen sollte, und zugleich den Herzog de la Force, indem er ihn um seinen Segen bat. Der Cüre fühlte es, und war sehr dadurch gekränkt, hatte aber die Klugheit ihn nachher nicht weniger zu besuchen; allein Lausün kürzte die Besuche ab und wollte ihn nicht verstehen. Ein andermal, während dieser Krankheit, als man ihn sehr schlecht glaubte, wagten Viron und seine Frau, Tochter des Herrn von Nogent, sich auf den Behen in sein Zimmer zu schleichen, und hielten sich hinter seinen Vorhängen, hinter seinem Rücken; aber

aber er sah sie im Spiegel des Camins, während sie immer glauben, daß sie von ihm nicht gesehn und nicht gehört würden. Der Kranke liebte Viron sehr, konnte aber seine Frau gar nicht leiden, obwohl sie seine Nihte und Haupterbin war. Er hielt sie für sehr eigennützig und ihr ganzes Verhalten war ihm unerträglich. Hierin stimmte er fast mit allen überein. Dieß Hereinschleichen verdros ihm und er sah, daß sie die Erbschaft nicht erwarten könne, und komme, um sich mit eignen Augen zu versichern, daß er bald sterben werde. Er wollte dieß ihr verbittern und sich einen Spas machen. Er fieng also auf einmal an, ganz laut, als wenn er sich allein glaubte, ein Stoßgebet zu sprechen, Gott um Verzeihung wegen seines vergangenen Lebens zu bitten und ganz wie ein Mensch zu sprechen, der von seinem nahen Tode überzeugt ist. Er sagte, daß er in dem Schmerz über seine Ohnmacht, nicht Duse thun zu können, wenigstens die Güther, die ihm Gott gegeben, dazu benutzen wolle, um sich Vergebung der Sünden zu erkaufen und sie alle ohne Vorbehalt den Hospitälern vermachen, dieß sey der einzige Weg, den ihm Gott gelassen habe, um für sein Heil zu sorgen, nachdem er das ganze Leben durchlebt, ohne je daran, wie er gefolgt, gedacht zu haben, und er dankte Gott für dieses Rettungsmittel, das er ihm gelassen, und das er mit ganzem Herzen ergreifen wolle. Er sprach dieses Gebet und diesen Entschluß mit so viel Rührung, Ueberzeugung und Entschlossenheit, daß Viron und seine Frau keinen Augenblick zweifeln, daß er diesen Vorsatz ausführen und sie der ganzen Erbschaft beraubt seyn würden. Sie hatten keine Lust mehr länger zu lauschen und kamen verwirret, bestürzt zur Herzogin von Lausün, um ihr den grausamen Entschluß, den sie gehört, zu erzählen und beschworen sie, ihn zu einer Milderung desselben zu bewegen. Hierauf schickte der Kranke nach Notarien und Frau von Viron war in Verzweiflung. Das war eben die Absicht des Testators sie so weit zu bringen. Er ließ die Notarien warten, dann sie eintreten und dictirte sein Testament, das ein tödlicher Schlag für Frau von Viron war; demungeachtet verschob er noch die Unterszeichnung und da er sich immer wohler befand, so unzeichnete er es nicht. Diese Comödie machte ihm vielen Spas und er konnte sich nicht enthalten, mit einigen darsüber zu lachen, als er genesen war. Trotz seinem Alter und einer

einer so schweren Krankheit erholte er sich schnell wieder und war gesund wie zuvor.

Er hatte eine eiserne Gesundheit mit dem trüglichen Ansehen der Härlichkeit. Er aß Mittags und Abends sehr macker und sehr delikat und immer in lustiger Gesellschaft, er aß von allem, fett und mager, ohne Auswahl, außer der des Geschmacks, und ohne alle Behutsamkeit.

Die Galanterie dauerte bey ihm lange; Mademoiselle war deswegen eifersüchtig und es gab mehrere Entwendungen. Ich habe mir von Frau von Fontenelles, einer sehr liebenswürdigen, geistreichen, sehr wahrheitliebenden und seit vielen Jahren durch ihre Tugend ausgezeichneten Dame, erzählen lassen, daß, als sie einst mit Mademoiselle zu Eu war, Lausün, der auf einige Zeit dahin gekommen war, sich nicht enthalten konnte, nach den Mädchen zu laufen. Mademoiselle erfuhr es, wurde aufgebracht, machte ihm Vorwürfe und verwies ihn aus ihren Augen. Die Gräfin von Fiesque brachte die Versöhnung zu Stande. Mademoiselle erschien an dem Ende einer Gallerie, er war an dem andern Ende und mußte die ganze lange Gallerie auf den Knien bis zu Mademoiselle's Füßen kriechen. Derlei Scenen mehr oder weniger stark kehrten in der Folge wieder. Er war es müde der Beschlagne zu seyn und rächte sich an Mademoiselle wacker, und dieß kehrte öfters wieder, so daß endlich beyde, der Sache müde, sich auf ewig entzweyten und sich nachher nie wieder sahen. Er hatte gleichwohl mehrere Porträts von ihr bey sich und sprach von ihr oft mit Ehrerbietung: man zweifelte nicht, daß sie heimlich verheyrathet seyen. Bey ihrem Tode nahm er eine fast ganz schwarze Livree an, mit silbernen Tressen, die er in weiß mit ein wenig blau umänderte, als Gold und Silber für die Livreen verboten war.

Seine von Natur traurige und eigensinnige Gemüthsart, die die Gefangenschaft und die Gewohnheit des einsamen Lebens noch vermehrt hatte, hatte ihn zum Einsiedler und Träumer gemacht, so daß, wenn er die beste Gesellschaft bey sich hatte, er sie bey Frau von Lausün ließ und sich ganze Nachmittage, wenigstens mehrere Stunden, in die Einsamkeit zurückzog und noch dazu ohne ein Buch; denn er las *Denkwürdigk. XXVII. B.* nichts

nichts als Dinge der Phantasie und selten und wenig anhaltend, so daß er eigentlich nichts wußte als was er gesehen hatte und ganz mit dem Hof und den Neuigkeiten der Welt beschäftigt war.) Seine Conversation war immer aus Mißlaune oder Positiv gezwungen und nur durch Sprünge oder boshafte Anfälle, die oft vorkamen, unterhaltend. Wenig Monate vor seiner letzten Krankheit, das heißt in einem Alter von mehr als neunzig Jahren, richtete er noch Hunde ab, er paradirte bey dem Voulogner Walde vor dem Könige, der nach la Meute gieng, auf einem Säulen, das er erst zu geritten hatte und das es kaum noch war, und setzte die Zuschauer durch seine Geschicklichkeit, Festigkeit und Grazie in Erstaunen. Man würde kein Ende finden von ihm zu erzählen.

Seine letzte Krankheit zeigte sich ohne Vorpiel in dem schrecklichsten aller Uebel, dem Krebs am Munde. Er ertrug diese Krankheit mit unglaublicher Festigkeit und Geduld und blieb bis an sein Ende ohne Klage, ohne Unzufriedenheit, ohne Ungebuld, da er sich doch selbst unerträglich war. Als er sein Uebel überhand nehmen sah, zog er sich in ein kleines Appartement, im Innern des Klosters der Augustiner, zurück, das er sich zu dem Ende erst gemiethet hatte und in das man aus seinem Hause kommen konnte, um daselbst in Ruhe zu sterben, unzugänglich für Frau von Viron und jede andere Frau, ausgenommen die seinige, welche die Erlaubniß hatte, in Begleitung von einer ihrer Sagen, zu jeder Stunde zu ihm zu gehen. Auch gab er in dieser Zurückgezogenheit niemandem als seinen Nessen und Schwägern Zutritt und noch dazu so kurz als möglich. Er dachte nur darauf seinen schrecklichen Zustand zu seinem Heil zu nutzen und widmete alle seine Zeit den gottseligen Unterhaltungen seines Beichtvaters und einiger Mönche des Klosters, der religiösen Lectüre und allem, was ihn zum Tode vorbereiten konnte. Als wir ihn besuchten, da sah man nichts von Uneinlichkeit, Elend, nichts von seinem Leiden, alles voll Anstand und Ruhe, seine Unterhaltung war wenig lebhaft, sehr gleichgültig gegen alles, was in der Welt vor gieng, er sprach wenig und schwer; gleichwohl wenn er sprach, wenig oder nichts von Moral, noch weniger von seltsamen Zustände; und diese so mühsige peinliche Gleichgültigkeit

keit behauptete er vier Monate lang bis zu seinem Tode; aber die letzten zehn oder zwölf Tage wollte er weder Messen noch Schwäger sehen, auch seine Frau schickte er schnell wieder fort. Er empfing alle Sacramente mit sehr viel Erbauung und behauptete den vollen Gebrauch seines Kopfes bis zum letzten Augenblick. Am Morgen des Tages, wo er in der folgenden Nacht starb, ließ er Viron holen und sagte ihm, daß er für ihn alles gethan, was Frau von Lausün gewollt habe; er setze ihm in seinem Testamente sein ganzes Vermögen, ein sehr mittelmaßiges Legat für Casseimpron, Sohn seiner andern Schwester, und die Belohnungen für seine Dienerinnen ausgenommen; alles was er für ihn seit seiner Heyrath gethan habe und was er noch aus dem Sterbebette thue, verdanke Viron allein der Frau von Lausün; er solle nie die Erkenntlichkeit gegen sie vergessen; er verbiete ihm, kraft seiner Autorität als Onkel und Testator, ihr nie den geringsten Keger, das geringste Hinderniß in Weg zu legen und nie einen Proceß mit ihr anzufangen, über was es auch seyn möchte. (Viron selbst hat mir dies den andern Tag in denselben Ausdrücken, wie ich es niederschreibe, erzählt.) Hierauf sagte er ihm mit feinem Tone Lebewohl und ließ ihn von sich. Er verbot mir Grund alle Ceremonien. Er wurde im Kloster der Augustiner beerdigt.

Er hatte nichts mehr vom Könige als jene alte Compagnie Bec de Corbin, welche zwey Tage darauf aufgehoben wurde. Einen Monat vorher hatte er Dillon, den hiesigen Geschäftsträger des Königs Jacob und Generalofficier vorr Auszeichnung, zu sich kommen lassen und ihm sein Ordensband des blauen Hofenbandes und einen Georg von Onyx mit den schönsten und größten Diamanten besetzt übergeben, um beydes diesem Fürsten zurückzuschicken.

Ludwig XIII.

Weniger bekannte Anecdoten von diesem Könige.

Ich kann nicht mit Stillschweigen übergehen, was mir mein Vater von der Besürzung, in welche Paris und der Hof

Hof gerieth, als die Spanier Corbey einnahmen; nachdem sie sich der ganzen Grenze bis dahin und des ganzen Landes bis nach Compiègne bemächtigt hatten, und von dem Conseil, das damals gehalten wurde, erzählt hat.

Der König ließ den Cardinal Richelieu zuerst sprechen. Er stimmte für feige Maasregeln und besonders für den Rückzug des Königs jenseit der Seine und rechnete darauf, die Meynung des ganzen Conseils für sich zu gewinnen, wie es auch wirklich erfolgte. Der König ließ sie alle reden, ohne Ungeduld oder Widerwillen zu äußern, und fragte sie hierauf, ob sie noch etwas hinzuzufügen hätten. Als sie mit nein geantwortet hatten, sagte er, es sey denn nun auch die Reihe an ihm, seine Meynung zu sagen. Er sprach eine gute Viertelstunde, widerlegte ihre Meynung mit den stärksten Gründen, zeigte, daß sein Zurückzug nur die Verwirrung vollenden, die Flucht beschleunigen, alle Hoffnung rauben und seinen Truppen und Generalen den Muth nehmen würde; hierauf sprach er wieder eine Viertelstunde von dem Plan, den er befolgen zu müssen glaubte; und wandte sich, ohne weiter um jemandes Meynung zu fragen, sogleich zu meinem Vater, und befahl ihm, daß alle seine Leute, die bereit seyn könnten, sich bereit halten sollten, ihn den andern Morgen nach Corbey zu begleiten und daß die übrigen nachkommen sollten, sobald sie könnten. Dieß gesagt mit eisnem Ton, der keinen Einwurf zuließ, steht er auf, verläßt das Conseil und läßt den Cardinal und alle übrigen im äussersten Erstaunen.

Die Geschichte und die Memoires aus dieser Zeit zeigen, daß dieser kühne Entschluß das Heil des Staates war und den glücklichsten Erfolg hatte. Ein so großer Mann der Cardinal auch war, so zitterte er doch für den Ausgang, bis ihm der erste Anschein von Glück den Muth gab, sich zu ihm zu gesellen. Ein merkwürdiger Zug dieses schwachen von seinem ersten Minister beherrschten Königs. Dichter und Schriftsteller haben dem Minister oft zu viel Ruhm beygelegt, den sie seinem Herrn entzogen haben; so ist es unter andern mit der härmächtigen Belagerung von la Rochelle und den Arbeiten dabey und der Erfindung und unerhört glücklichen Ausführung seines berühmten Dammes, was alles dem verstorbenen Könige beyzulegen ist.

Ludwig XIII war ganz ordentlich in Fräulein von Hautefort verliebt. Er gieng um ihrerwillen öfterer zur Königin und sprach daselbst beständig mit ihr. Er unterhielt meinen Vater immer davon, der sehr deutlich sah, wie leidenschaftlich er liebte, und als ein galanter junger Mann nicht begriff, wie ein König so verliebt und so wenig über sich Herr seyn könne, es nicht zu verhehlen, und doch zugleich nicht weiter gieng. Er hielt es für Furchtsamkeit und in dieser Meynung bezeigte er ihm einst, als er mit Leidenschaft von dem Mädchen sprach, sein Erstaunen, erbot sich zum Unterhändler und versprach, den Handel bald zu schließen. Der König ließ ihn reden, gab ihm aber mit der ernstesten Miene folgende Antwort: „Es ist wahr, ich bin in sie verliebt, ich fühle es, ich suche sie, ich spreche gern von ihr, und ich denke noch mehr an sie, es ist wahr, alles dieses geht in mir wider meinen Willen vor, weil ich ein Mensch bin und diese Schwäche habe; aber je leichter es mir meine königliche Würde macht, meine Leidenschaft zu befriedigen, desto mehr muß ich gegen die Sünde und das Aergerniß auf meiner Hut seyn. Ich verzeihe für diesmal Ihrer Jugend; aber lassen Sie sich nie wieder einfallen, in diesem Tone gegen mich zu sprechen, wenn Sie wollen, daß ich Ihnen meine Liebe erhalten soll.“ Das war für meinen Vater ein Donnererschlag; es war ihm, als wenn ihm Schuppen vom Auge fielen; die Meynung von der Furchtsamkeit des Königs in der Liebe verschwand vor dem Glanz einer so reinen triumphirenden Jugend. Es war dasselbe Fräulein, welches Dame d'atours der Königin war, das er unter diesem Vorwand Frau von Hautefort nennen ließ, und das zuletzt die zweyte Frau des letzten Marschalls von Schomberg wurde.

Eine Menge schlauer Streiche neben den kriegerischen Schwierigkeiten, welche der berühmte Karl Emanuel für die Verzögerung eines Friedenstraktats und für die Einnahme seines Herzogthums Savoyen zu machen gewußt hatte, hatten ihn in Stand gesetzt, sich zu Susa wohl zu besetzen, durch jene ungeheuern wohl-besetzten Verschanzungen, so bekannt unter dem Namen der Barricaden von Susa, jede Annäherung zu verhindern und daselbst die Kaiserl. und Spanischen Truppen zu erwarten, welche ihm zu Hülfe ka-

men. Diese Anlagen begünstigt von den Präcipiten des Terrains, das zu forciren war, hielten den Kardinal Richelieu auf, der es nicht für rathsam hielt, seine Truppen dafelbst aufs Spiel zu setzen, und die Stimmen aller Generale für den Rückzug gewann. Der König war damit unzufrieden. Er bestand darauf, Mittel zum Vorgehen all der großen natürlichen und künstlichen Hindernisse zu suchen, mit denen der Herzog von Savoyen so verschwenderisch gewesen war. Der Kardinal aber, entschlossen die Armee nicht in Gefahr zu bringen, hinderte die Generale, dem Könige irgend eine Unterstützung dazu zu geben, der aber die Schwierigkeiten entrichtet allein in sich selbst die Mittel zu seinem Vorhaben suchte. Um ihn zu ermüden, brauchte der General eine List. Er wußte es zu machen, daß unter verschiedenem Vorwande, der König alle Abende allein gelassen wurde, nachdem er sich den ganzen Tag über mit Durchstreichung des Landes, um eine Passage zu finden, ermüdet hatte. Dies dauerte mehrere Tage, bis er endlich mit Hilfe eines Bauern, mehr aber von selbst, eine Passage gefunden hatte, worauf er ganz allein die ganze Anlage des Angriffs entwarf und ihn den 9. März 1629 ruhmvoll vollführte. Ich habe von meinem Vater gehört, der bekändig um seine Person war, daß er selbst seine Truppen gegen die Verschanzungen führte, und daß er sie, den Regen in der Hand, auf den Schultern emporgehoben, über die Felsen und Brustwehre kletternd, erkrieg. Sein Sieg war vollkommen, Sufa selbst wurde nachher erobert, da es sich nicht gegen den Sieger halten konnte.

Sonderbar ist, daß ich in den Geschichtsbüchern der Zeit eine Begebenheit nicht finde, die mir mein Vater oft als Augenzeuge erzählt hat, nämlich, daß der Herzog von Savoyen ganz gedemüthigt dem Könige entgegen kam, vom Pferde stieg, sein Bein umfaßte und um Gnade und Verzeihung bat; und daß der König, ohne nur Miene zu machen, als wollte er absteigen, aus Rücksicht für seinen Sohn und noch mehr für seine Schwester, mit der er die Ehre gehabt, sich zu vermählen, ihm Verzeihung gewährt habe. Dies waren die eignen Ausdrücke, welche der König gegen den Herzog von Savoyen brauchte. Man weiß, wie sehr dieser diese Verzeihung zu mißbrauchen suchte, sobald er sich von der Gegenwart eines Fürsten befreyt sah, der diesen großen Sieg

nur

nur seiner Entschlossenheit und der Anstrengung, mit der er ihn zu erkämpfen strebte, und seinem Degen verdankte, und den vollen Ruhm desselben erntete; und wie der Herzog durch die schnelle Rückkehr des Königs dafür geächtet wurde. Nach dieser letzten Erniedrigung erschien dieser Prinz, der so lange und so gefährlich für uns in ganz Europa eine so große Rolle gespielt, der sich der Markgrafschaft Saluces während der letzten Unruhen der Ligue unter Heinrich III besetztigt, der Heinrich IV, als er auf seinem Throne besetztigt in Frieden herrschte, so viel Sorge gemacht und nicht hätte gezwungen werden können, diesen berühmten Raub einem so kriegerischen Könige zurückzugeben; nach dieser Demüthigung erschien Karl Emanuel vor Aegerer und Schaam nicht mehr öffentlich; er schloß sich in seinen Palast ein, sah daselbst niemanden als seine Minister zu Ertheilung der nöthigen Befehle, und seinen Sohn in nothwendigen Augenblicken, und niemanden von seinen Bedienungen als die unzugänglichsten und bloß für den persönlichen Dienst, und starb endlich vor Schaam und Schmerz den 16. Jul. 1630, das heißt dreyzehn Monate nachher. So wußte Ludwig XIII den neuen Herzog von Mantua, seinen sonstigen Unterthanen, zu beschützen und ihn trotz dem Hause Oestreich, Savoyen und allen ihren Heeren, in den Staaten, die ihm Natur und Recht gaben, einzusetzen und zu behaupten.

Herzog von Luxemburg.

Bei meiner Rückkehr von la Trappe, wohin ich nur heimlich gieng, um diese Reisen in meinem Alter dem öffentlichen Gerüde zu entziehen, wurde ich in einen Handel verwickelt, der großes Aufsehen erregte und für mich von vielen Folgen war. Der Herzog von Luxemburg, stolz auf sein Glück, hielt sich für stark genug, um sich vom achtzehnten Rang der Anciennetät, den er unter den Pairs einnahm, zum zweyten zu erheben, unmittelbar nach Herrn von Uzès. Diejenigen, die er überspringen wollte, waren:

Heinrich von Lorraine, Herzog von Elbeuf,
Gouverneur von der Picardie und Artois.

Karl von Rohan, Herzog von Montbazon, Prinz von Guemenee.

Karl von Levi, Herzog von Ventadour und Vensdome, Gouverneur von Provence und Ritter des Ordens.

Maximilian von Bethune, Herzog von Sully, Ritter des Ordens.

Karl de la Tremoille, erster Kammerherr, Ritter des Ordens.

Karl von Albert, Herzog von Chevreuse, Ritter des Ordens, Kapitän der Chevaurligers der Garde.

Der minderjährige Sohn der Herzogin von Lesdiguières: Gondi.

Heinrich von Cofse, Herzog von Briffac.

Karl von Albert, genannt von Nilly, Ritter des Ordens, Gouverneur von Bretagne, so bekannt durch seine Gesandtschaften.

Armand, Franz von Vignerot, genannt Duplessis, Herzog von Richelieu und Fransac, Ritter des Ordens.

Ludwig Herzog von Saint-Simon.

Franz Herzog de la Rochefoucault, Ritter des Ordens, Groß Garderobemeister, der immer so gut mit dem Könige stand, und Oberjägermeister von Frankreich.

Jakob, Compar von Caumont, Herzog de la Force.

Heinrich Grimaldi, Herzog von Valentinois, Prinz von Monaco, Ritter des Ordens.

Karl Herzog von Rohan und la Tour-de-Vousslon, Großkammerer von Frankreich und Gouverneur von Auvergne.

Ein großer Name, der in seiner ersten Zeit noch von dem Andenken jenes berühmten Stammes der letzten Connestables und von der Liebe der verwittweten Prinzessin von Conde zu diesem Namen glänzte, viel Tapferkeit, ein unbes
 1708 zähms

zähmbarer Ehrgeiz, viel Geist (wiewohl auf Intrigue, Ausschweifung und die große Welt gerichtet) ließ den jungen Boutteville das Unangenehme einer anfangs sehr zurückstößenden Gestalt ertragen; wiewohl, was freilich niemand, wer es nicht gesehen, begreifen wird, man sich leicht an seine Gestalt gewöhnte, die bey einem etwas mäßigen Höcker vorne und einem großen spitzen hinten nebst dem ganzen gewöhnlichen Zubehör eines Höckers, ein Feuer, einen Adel und eine natürliche Anmuth hatte, die in seinen geringsten Handlungen glänzte. Er schloß sich bey seinem Eintritt in die Welt an M. le Prince an und bald nachher attachirte sich dieser an seine Schwester. Der Bruder, eben so wenig bedenklich als sie, benutzte dieß zu seinem und ihrem Glück. M. le Prince eilte ihre Vermählung mit dem Sohn des Marschalls von Chatillon zu stiften, einem jungen Manne von großen Hoffnungen, der, ehe etwas von dieser Liebe bekannt wurde, Neigung zu ihr hatte, und verschaffte ihm im J. 1646 ein Herzogs Brevet. Der Cardinal Mazarin hatte diese Art von Würde, die nur eine Ehre ohne Rang und Erblichkeit giebt, wieder eingeführt, so wie sie unter Franz I und seinen Nachfolgern üblich gewesen war; sie war außer Gewohnheit gekommen, aber sie schien dem ersten Minister sehr tauglich, um Leute von Bedeutung, oder solche, die er sich zuthätig machen wollte, dadurch zu verbinden und zu besoldnen. Von dieser Art Herzöge, sagte er, wollte er so viele machen, daß man sich schämen sollte, es nicht zu seyn und sich schämen, es zu seyn, und zuletzt machte er sich selbst dazu, um desto mehr zu seinen Brevets zu locken. Hr von Chatillon genoss desselben nur drey Jahr, er war ein guter friedlicher Ehemann, wiewohl ein Mann nach der Mode. M. le Prince beherrschte den Hof und den Cardinal Mazarin, den er durch seinen Ruf und seine geleisteten Dienste gewonnen hatte, was aber nicht lange wahrte. Er belagerte im J. 1649 Paris im Dienste des Hofes, der aus dieser Stadt gezogen war, gegen das Parlament und die Mißvergnügten, als der Herzog von Chatillon bey dem Angriff der Brücke von Charenton getödtet und zu St Denis beerdigt wurde. Der Liebhaber und die Liebhaberin wußten sich darsüber zu trösten. Die Größe des Verdienstes, das sich M. le Prince gegen den Cardinal erworben hatte, indem er ihn im Triumph in Paris wieder einführte, fiel diesem bald bey

dem Stolze und den Predemionen des Prinzen zur Last; das Her schrieb sich die Gefangennehmung der Prinzen, während welcher die verwitwete Prinzessin von Conde sich nach Chastillon an der Loire mit der treuen Geliebten ihres Sohnes zurückzog und daselbst starb. Von des erzwungenen Befreyung der Prinzen bis zu den Unruhen und dem Bürgerkrieg, den M. le Prince unternahm, war fast kein Zwischentraum. Das Treffen in der Vorstadt St Aurois endigte diesen Krieg und machte, daß sich M. le Prince den Spaniern bis zum Pyrenäer Frieden in die Arme warf. Bouteville folgte ihm überall hin. Seine Tapferkeit und Sitten, seine Thätigkeit, alles an ihm war dazu gewährt, dem Prinzen zu gefallen, und alle Arten von Banden schlossen sie fest aneinander. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich erhielt Frau von Chastillon ihre Herrschaft wieder; ihr Bruder war 33 Jahr alt; er hatte sich im Kriege ausgezeichnet; er war General geworden und hatte bey M. le Prince das Verdienst, das er mit sehr wenig Leuten seines Schlages theilte, seinem Glück bis zu Ende treu geblieben zu seyn. Sie dachten daher auf eine Belohnung, die dem Prinzen Ehre machte und Bouteville's Glück gründete. Sie versetzten auf die Vermählung mit der Erbin von Piney, Wittve des Hrn. von Clermont. Sie war entsetzlich häßlich, von Ruß und Gesicht; sie glich einer dicken garstigen Heringshöltn vor ihrem Faße, aber sie war, da die erste Ehe ohne Kinder gewesen war, sehr reich und ihre Reichthum sollte nach der Absicht des Prinzen für Bouteville ein Hebel seyn, um zum Herzog und Parr empor zu steigen. Er glaubte sich zuerst der Nonne verüchern zu müssen; sie hatte oft an Aufsbung ihres Gelübdes gearbeitet. Er fürchtete, eine zweyte Heyrath ihrer Schwester möchte sie zu einem fatalen Ausbruch verleiten. Er sprach sie im Sprechzimmer und unter der Bedingung einer Dispensation vom Pabst, die er zu schaffen auf sich nahm, um sie zu locken, und eines tabouret de grace, willigte sie in alles, blieb bey ihrem Gelübde und unterschrieb alles, was man wollte. Nichts paßte besser in den Plan als sie von neuem an ihre Gelübde zu binden, und das Tabouret konnte man als eine Stufe mehr zu der dem Gemahl ihrer Schwester zu erlangenden Würde benutzen. Der Pabst ertheilte die Dispensation sehr bereitwillig und so auch der Hof das Tabouret, unter dem Vorwande, daß sie als Tochter erster Ehe ihrem uns

verschwägerten Bruder in dem Herzogthum Piney gefolgt seyn würde, wenn sie nicht Nonne gewesen wäre. Man machte sie zur Dame du palais der Königin, unter dem Namen der Prinzessin von Lingri. Nur mußte sie ein kleines Zeichen von dem Grafen Prälley an ihrem Kopfschmuck tragen, das sie bald ablegte. Was den Bruder betraf, so spielte man die Comödie, daß man seine Interdiction aufheben ließ, ihn aus St Lazarus holte und ihn sogleich im Heyrathscontract die Schenkung alles seines Vermögens nebst der Abtreitung seiner Würde an Frau von Boutteville thun ließ, nämlich aus Rücksicht auf die großen Summen, die er deswegen vom Herrn von Boutteville erhalten und die er ihm bezahlt hatte. Diese Clausel ist bey dem Proceß, von dem die Rede ist, wichtig. Er wöhnte der Vermählung seiner Schwester bey; und als sie vollzogen war, ließ man seine Interdiction erneuern, und schickte ihn wieder nach St Lazarus, welches Kloster er seit der Heyrath, vollzogen den 17. März 1761, nie wieder verlassen hat. Hr von Boutteville legte nun in seinem Wappen das Luxemburgische Schild auf den Thurm des feynigen mit der Unterschrift: Montmorency Luxembourg; was alle seine Kinder und Nachkommen ebenfalls gethan haben. Er leitete sodann den Proceß der Ansprechung der Würde als Herzog und Pär von Piney ein und M. le Prince wußte ihn so zu benutzen, daß er wirklich ein neues Diplom der Herzoglichen Würde von Piney erhielt, worin man geschickt die Clausel einstießen ließ: in der Masse, als erforderlich, um ihm die Ansprüche auf die Anciennetät der ersten Errichtung der Würde von 1581 offen zu lassen. In Gemäße dieses Diploms wurde er den 22 May 1662 als Herzog und Pär vom Parlament angenommen und nahm daselbst den letzten Rang nach allen übrigen Pärs ein. Die übrigen Lebensumstände Luxemburgs sind bekannt genug. Er sah sich in die Affaire der Boissin, jener Wahrsagerin (um kein schlimmeres Wort zu brauchen) verwickelt, die der Giftmischeret angeklagt durch einen Schuß des Parlaments auf dem Greveplatz verbrannt wurde und Ursache war, daß die Gräfin von Soissons zum letzten mal nebst ihrer Schwester der Herzogin von Bouillon das Königreich verlassen mußte. Nach Vermählung des Herzogs von Luxemburg, die er als Hebel zur Erlangung der Erneuerung der Piney'schen Herzogswürde benutzte, hatte M. le Prince ein Patent erlangt, worin

worin die Sache an das Parlament gewiesen wurde; der Generaladvocat Hr. Felon, der in großem Rufe stand, sprach daselbst mit viel Beredsamkeit und Verstand; und nachdem er die Frage mit allen Gründen dafür und dawider gründlich abgehandelt hatte, hatte er völlig gegen den Herzog von Luxemburg erkannt. Dieß bewog ihn, daß er seinen Proceß ruhen ließ, er hatte seine erneuerte Herzogswürde von Piney und er erwartete gelegnere Zeit.

Er glaubte diese einige Jahre nachher gefunden zu haben. Der erste Präsident Morion war Potier, wie der Herzog von Gesvers; das Interesse seines Vatters, den wir in der obigen Genealogie aufgeführt haben, hatte ihn auch an das des Herzogs von Luxemburg gebunden. Sie glaubten den der Entscheidung nahen Stand des Processes benutzen zu können und beschloßen ihn unversehens abzuschlagen, und es wäre vielleicht gelungen, wenn es nicht ein bloßer Zufall verhindert hätte. Bey Eröffnung einer Audienz des Morgens um 7 Uhr, in welcher dem Volke und Handwerksleuten, in Rechts'händeln, die kurz abgethan werden konnten, summarischer Bescheid ertheilt werden sollte, hörte der Intendant meines Vaters und der des Herzogs von Rochefoucault, die an nichts weniger als an diesen Rangproceß dachten, denselben aufrufen, worauf sogleich ein Advocat für Hrn von Luxemburg sprach; die beyden Intendanten traten aber auf, setzten sich dagegen und zeigten ihr äußerstes Erstaunen über dieses Verfahren, so daß dieser Streich fehlschlag. Diese sonderbare Vereitelung seiner List brachte Herrn von Luxemburg außer Fassung und er ließ seinen Proceß von neuem bis auf die Zeit ruhen, von der wir jetzt sprechen. Dieser Herr von Morion war auf einer Menge schreyender Ungerechtigkeiten ertappt, indem er oft zum Erstaunen beyder Seiten eigenmächtig in der Audienz Bescheid gab. Ein jeder glaubte, der andere habe die Sentenz abgefaßt, und konnte es nicht begreifen, bis sie sich endlich bey dem Herausgehen aus der Audienz sprachen, und nun sahen, daß sie alle vom ersten Präsidenten betrogen seyen. Er trieb es so arg, daß der König sich endlich entschloß, ihn abzusetzen. Morion aber behauptete sich mit seiner Unverschämtheit und hielt sich an die Form, die seine Absetzung schwer machte; man drohte ihm aber endlich mit allem, was er verdiente, und für jetzt zeigte man ihm

noch

noch die Stelle eines Präsidenten à mortier für seinen Enkel, denn sein einziger Sohn war früh gestorben, und er fand es endlich für gut sich zurückzuziehen. Der Generalprocureur Harlay folgte ihm; und la Beiffé, der bloß Suppliskenmeister war, aber in großem Rufe stand, rückte in die wichtige Stelle des Generalprocureurs ein.

Harlay war der Sohn eines Generalprocureurs und einer gebornen Bellievre, sein Großvater war der berühmte Achilles von Harlay, erster Präsident des Parlamentes nach jenem berühmten Christoph von Thou seinem Schwiegervater, dem Vater des berühmten Geschichtschreibers. Von diesen großen Magistratpersonen stammend, besaß Harlay die ganze Gravität derselben, die er aber bis zum Cynicismus übertrieb, er affectirte Uneigennützigkeit und Bescheidenheit, die er aber beyde verlegte, jene durch sein eigennütziges Betragen, diese durch einen versteckten Stolz, der entsetzlich war und trotz seinem Bemühen in die Augen sprang. Besonders affectirte er Gerechtigkeit und Ehrlichkeit, deren Masse er aber bald fallen ließ. Segen Hinz und Kunz übte er das strenge Recht, aber sobald irgend ein Interesse oder jemandes Gunst sich dazwischen stellte, war er sogleich bestochen. Dieser Proceß stellte ihn in seiner wahren Gestalt dar. Er war sehr gelehrt im Staatsrecht; er verstand die verschiedenen Rechte aus dem Grunde; er konnte sich in den schönen Wissenschaften den Unterrichtetsten an die Seite stellen; er war sehr bewandert in der Geschichte und verstand besonders die Kunst, seine Gesellschaft mit einer Autorität zu beherrschen, die keinen Widerspruch litt, und die kein erster Präsident vor ihm je hatte erreichen können. Eine Pharisäische Sittensstrenge machte ihn durch die Freymüthigkeit, mit der er öftentlich den Partheyen, den Advocaten und Magistratpersonen seinen Tadel sagte, fürchterlich, so daß niemand war, der nicht vor einem Geschäfte mit ihm zitterte. Uebrigens in allem vom Hofe unterstützt, dessen Sklav er war, und der unterthänige Diener aller, die in wahrer Gunst standen, ein seiner Höfing, besonders seiner Politiker, alle seine Talente einzig für seinen Ehrgeiz gebrauchend, um zu herrschen und zu steigen und um sich den Ruf eines großen Mannes zu verschaffen; übrigens ohne wahres Ehrgefühl, ohne Sittlichkeit im Verborgenen, ohne innere Rechtschaffenheit, so gar

gar ohne Humanität, mit einem Worte ein vollkommener Heuchler, ohne Glauben, ohne Gesetz ohne Gott und ohne Herz; ein grausamer Ehemann, ein barbarischer Vater, ein tyrannischer Bruder, einzig Freund von sich selbst, böse von Natur, ein Mann, der einen Gefallen daran fand, zu beleidigen, zu mißhandeln, zu unterdrücken und dazu nie eine Gelegenheit in seinem Leben veräußert hat. Man müßte ein Buch schreiben, wenn man alle Züge seines Charakters schildern wollte, die um so hervortretender waren, da er unendlich viel Geist hatte; und sein Geist war von Natur ganz darauf gerichtet und er so sehr Herr seiner selbst, daß er nichts verlangte, was ihn hätte gereuen können. Was sein Neffe's betraf, so war er ein kleiner, kräftiger, magerer Mann, von länglicht vier eckigem Gesicht, mit einer großen Adlers Nase und schönen sprechenden durchdringenden Augen, die nur verstohlen blickten, die aber auf einen Klienten oder Magistratsperson geheftet sie in die Erde zu bohren vermochten; sein Kleid wenig geräumig, ein Ueberschlag fast wie der eines Geistlichen, und breite Manchetten ebenfalls wie ein Geistlicher; eine sehr braune, weißgepuderte, buschigte kurze Perücke mit einer großen Mütze oben drauf; Gang und Haltung ein wenig gekrümmt, eine heuchlerische Miene, mehr demüthig als bescheiden, und er drückte sich immer an der Wand weg, damit man ihm mit mehr Ceremonie ausweisen möchte und er unter lauter ehretreibigen gleichsam beschämten Verbeugungen zur Rechten und zur Linken durchspassirte. Zu Versailles war ihm der König und Frau von Maintenon durch das zarteste Band verbunden: er war es, der über die unerhörte Legitimation der Bastarden ohne Nennung der Mutter consultirt, die Sache des Chevalier von Longueville vorgeschoben hatte, auf deren Gelin, en gestützt der König zu seinem Zwecke gelangte. Er erhielt damals das Versprechen des Kanzleramtes von Frankreich und besaß das volle Vertrauen des Königs, seiner Kinder und ihrer allgewaltigen Gouvernante, das er sich trefflich zu erhalten und dabey beständigen vertrauten Umgang zu genießen verstand. — —

Ueber die Frage wegen Bestimmung der Rechte in dieser Sache wurde lebhaft im Conseil debattirt: ein jeder von uns, Hrn von Lesdignieres und mich als Minderjährige ausgenom

genommen, legten daselbst eine Forderung besonders ein, um die Sache hinzuziehen, welche Absicht wir gar nicht mehr verhehlten; es liefen eine Menge faktische Darstellungen von beyden Seiten und eine Menge Solicitationen ein, wie wir im Parlament gethan hatten. Hr von Wendome und ich wurden beauftragt, zusammen zum Kanzler Douchene zu gehen und mit ihm zu sprechen, und wir giengen, nachdem wir uns bey Livry, wo Hr von Wendome den Ort unserer Zusammenkunft bestimmte, in Versailles getroffen hatten, zusammen in des Kanzlers Haus; Argouge, Vignon, Mibeyre und Harlay, Schwiegersohn des Kanzlers, alle vier Staatscommissars, waren unsre Commissarien und der Supplikensmeister Creil von Crissy, Referent; mehrere Staatsräthe, auch Vignon, als Verwandter der Herzogin von Kohan, wollten mit der Sache nichts zu thun haben; wir vermüßten seine Rechtschaffenheit und Einsicht und er blieb uns erseht: Argouge hatte sich dem Hrn de la Rochefoucault erschlossen und hielt uns sein Wort nicht, weswegen ihm der Herzog harte Vorwürfe machte. Mibeyre, Sidam des ersten Präsidenten von Morion, der ein großer Feind der Pärts war und bald sehr von ihnen gemißhandelt wurde, kam in Verdacht, als habe er den Haß seines Schwiegervaters geerbt, ob er gleich ein Mann von Ehre und Rechtschaffenheit war. Harlay ließ sich durch seine Familie und durch den schönen Schein, für den er nicht unempfindlich war, fortreißen. Dieselbe Ursache gewann auch den Hrn von Luxemburg den großen Haufen der Maitres des Requies, welche juristische Petitsmaitres waren und sehr wenig von dem Staatsrecht und diesen großen Streitigkeiten verstanden, so daß wir an das Parlament zurückgewiesen wurden; aber unsere Absicht war dadurch nicht weniger erreicht. Wir wollten Zeit gewinnen und auf diese Art war es unmöglich gemacht, daß unser Proceß dieses Jahr entschieden werden konnte. Inbessen waren die Präliminarien nach und nach zu rechtlichem Verfahren gediehen; es hatte immer zwischen einigen von uns und Hrn von Luxemburg bey dem Eintritt ins Conseil Wortwechsel mit verbissener Bitterkeit gegoben; und was eine fast unausbleibliche Folge bey solchen Rang, Proceßes ist, es hatte sich allerdings Groll und Bitterkeit eingeschunden; ich war nicht der einzige, dem der Herzog von Luxemburg ganz besonders seinen Groll zu erkennen gab, der

im Vorbeygehn gesagt, die Hrn de la Tremouille und Richelieu fast gar nicht mehr grüßte. Ganz besonders persönlich war er auf den letztern aufgebracht, weil er durch die im Conseil unter dessen Namen unternommene Bestimmung der Gerichtsbarkeit alle seine Maasregeln vereiteln gesehen hatte. Auch schonte er in einer seiner faktischen Darstellungen weder seine Person, noch sein Verhalten, noch das Ministerium des Kardinals Richelieu. Dieser äußerst beleidigt verfertigte auf der Stelle eine Antwort und ließ sie sogleich drucken und austheilen, in welcher er die Treue, welche Hr von Luxemburg von seinem Hause gerühmt hatte, angriff, indem er an die Complots des letzten Herzogs von Montmorency erinnerte, der in seinem Gouvernement Castelnaudari in einem Treffen gegen den verstorbenen König gefangen und deswegen im J. 1622 zu Toulouse hingerichtet wurde; gegen den Hrn von Luxemburg aber selbst führte er sein Betragen unter M. le Prince an, sein Gefängniß wegen der Giftmischerey und anderer böser Streiche, sein Verhör auf dem Mißthätermühlschen und die Nachlässigkeit, vermöge der er bey dieser Gelegenheit unterlassen habe, das Recht seiner Würde zu reclamiren, und zu fodern, daß er als Pär wäre gerichtet worden. Außer diesen auf das stärkste ausgesprochenen Fakten war die Pice mit dem schärfsten Salze gewürzt. Aber dabey blieb Hr von Richelieu nicht einmal stehen; er traf Hrn von Luxemburg in dem Saal der Garden zu Versailles, er gieng auf ihn zu und sagte ihm, er sey sehr erstaunt über sein Betragen in Rücksicht seiner, aber er finde an ihm keinen Klotz, er würde in kurzem eine Antwort erscheinen sehen so derb, als sie seine faktische Darstellung verdiente; übrigens sollte er nur wissen, daß er ihn nicht fürchte, weder zu Fuß noch zu Ross, weder ihn noch seinen Anhang, weder am Hofe noch in der Stadt, selbst nicht in der Armee, wenn er dahin gehen würde, noch an irgend einem Orte in der Welt. Alles dieß sagte er mit solcher Heftigkeit, worauf er ihm schnell den Rücken zulehrte, daß Hr von Luxemburg keinen Augenblick gewinnen konnte, ihm ein Wort zu antworten, und, wiewohl er in der gewöhnlichen Begleitung und mitten im Glanze seiner Größe war, verwirrt stehen blieb. Der Erfolg bewährte die Drohung; den andern Tag wurde das Faktum des Hrn von Richelieu angezeigt und überall ausgegeben. Schriften von solcher Stärke und diese Begegnung gegen einen Kapitan der

der Leibgarde mitten im Saale machten viel Aufsehen, wie man sich vorstellen kann. Alle Herzoge stellten alle ihre Freunde zur Vertheidigung des Herzogs von Richelieu; und alles was Luxemburgs Charge und sein Kommando zu seinem Anhang rief, war in einer Bewegung, die große Folgen haben konnte. Hr von Luxemburg fühlte doch mitten in seinem Zorn, daß er sich diesen Lermen durch die Injurien seines Faktums zugezogen habe. Er sah ein, daß, wenn er für sich sollicitirte oder einen auffallenden Schritt gegen siebzehn Pairs von Frankreich thäte, es für die letztere Parthie, die schwer zu vereinigen sey, gar nicht gleichgültig seyn würde; daß die Prinzen von Geblüt, seine intimen Freunde, sich in Acht nehmen würden, gerade für ihn zu handeln; daß der König, der ihm im Grunde nicht geneigt war, überhaupt um seiner Gegner willen und besonders um des Herzogs de la Rochefoucault willen gegen ihn seyn würde; und daß Fr. von Maintenon, die von jeder Richelieu's vertraute Freundin und seitdem immer in der engsten Verbindung mit ihm gewesen war, der sie allein unter aller Hofleuten zu jeder Stunde sehen konnte, seine Sache zu der ihrigen machen würde. Der Held zitterte davor und nahm zu seinen Freunden Zuflucht, daß sie ihn aus diesem fatalen Handel ziehen sollten. Er wandte sich an M. le Prince und an den Herzog von Chevreuse und Beauvilliers und noch an einige andere von geringerem Gewicht, von denen er glaubte, daß sie ihm behülflich seyn könnten. Er ließ durch die drey erstern eine mündliche Entschuldigung nebst der gänzlichen Unterdrückung seines Faktums unter der Bedingung, daß dieß auch mit der Antwort geschehe, anbieten. Hr von Richelieu wurde gebeten, sich bey M. le Prince nebst dem Herzoge von Chevreuse und Beauvilliers einzufinden; man drang zu wiederholten malen in ihn, ohne daß er nachgeben wollte, während seine Antwort immer mehr in Umlauf kam und er sie immer mit volken Händen austheilen ließ; endlich aber gab er nach. Es wurde bestimmt, wie es mit der Sache werden sollte. Hr von Luxemburg traf zu bestimmtem Tag und Stunde den Herzog von Richelieu bey dem Könige, in der Zeit, wo die meiste Gesellschaft da war; er näherte sich ihm und sagte ihm in den Ausdrücken, wie folgen, es thue ihm sehr leid, daß sein Faktum so beleidigend für ihn sey, er bäte ihn deswegen um Verzeihung, und er

folte überzeugt seyn, daß er ihn immer sehr geachtet und geehrt habe und es noch thue, so wie er auch das Andenken des Hrn Kardinals von Richelieu ehre; er habe diese Püce gar nicht zu Gesicht bekommen; er würde seine Leute dafür bestrafen, denen er beständig jede Art von Ausfällen angelegentlich verboten habe: und endlich habe er die bestimmtesten Befehle zur Unterdrückung der Püce gegeben. Hr von Richelieu, vor Unwillen kochend, ließ ihn reden und antwortete ihm mit einigen Artigkeiten, die er durch die Zähne brummte, und zuletzt gab er ihm die deutliche ausgesprochene Versicherung, seine Antwort ebenfalls unterdrücken zu lassen. In der That wurden beyde Pücen unterdrückt, aber erst nachdem Hr von Richelieu sie uns und unserer Gesellschaft und seinen Freunden mit vollen Händen ausgegetheilt und besonders in alle Bibliotheken hatte geben lassen.

Der Marschall von Luxemburg.

Hr von Luxemburg überlebte nicht lange die schöne, von ihm gestiftete Vermählung seiner Tochter mit einem unbesühmten Bastardssohn des letzten Grafen von Soissons, den Hr. von Nemours mit Reichthum überhäuft und der den Namen eines Prinzen von Neuschatel angenommen hatte. In seinem sieben und siebzigsten Jahre lebte er noch wie ein junger Mann von fünf und zwanzig Jahren und hielt sich in der That nicht für älter. Den Mangel eines glänzenden Glückes, wovon ihn sein Alter und seine Gestalt ausschlossen, ersetzte er durch Geld, und die Vertraulichkeit zwischen ihm, seinem Sohne, dem Prinzen von Conti und Albergotti beruhte fast ganz auf gemeinen Sitten und gemeinen Partheien, die sie zusammen mit Mädchen machten. Die ganze Versorgung der Märsche, der Befehle und der Subsistenz der Truppen lag, in allen Feldzügen, auf Puissegur, der sogar die Plane aus dem größten Herausarbeiten mußte. Nichts war treffender, als der Blick des Marschalls von Luxemburg; nichts glänzender, bedachtsamer, vorherrschender, als er im Angesicht des Feindes oder am Tage einer Schlacht, mit einer Kühnheit und zu gleicher Zeit mit einer Kaltblütigkeit, die ihm mitten im größten Feuer und in den drohendsten Gefahren alles sehen und vorherrschen

hersehen ließ. Dies war der Moment, wo er groß war. Uebriqens die Faulheit selbst; er gieng wenig spazieren, und nicht ohne große Noth, er liebte das Spiel, die Unterhaltung mit seinen Vertrauten und alle Abende ein Souper in einer kleinen, fast immer der nämlichen, Gesellschaft; und war man in der Nähe einer Stadt, so trug man Sorge, daß eine bunte Reihe gemacht wurde; dann war er für alles unzugänglich, und wenn irgend etwas dringendes vorfiel, so mußte Pusegür dafür sorgen. Dies war in der Armee das Leben dieses großen Feldherrn und auch zu Paris, wo ihn am Tage der Hof und die große Welt beschäftigte und Abends seine Vergnügungen. Zuletzt wurde ihm das Alter, das Temperament, die Gestalt untreu. Eine Lungenentzündung brachte ihm zu Versailles den 6. Januar 1695. nach fünf Tagen Krankheit, den Tod. Er wurde von vielen betrauert, wiewohl er als Privatmann von niemandem geachtet und von wenigen geliebt war.

Marschälle von Frankreich.

Promotion von zehn Marschällen von Frankreich im J. 1703, ihre Schicksale und ihr Charakter.

Sonntag den 14. Januar machte der König zehn Marschälle von Frankreich, deren mit den neun, die es schon waren, nunmehr neunzehn wurden, damit es ja nicht daran fehlen sollte.

Alte.		Neue.	
Duras . . .	1675	Chamilly Gen. Lieut.	1678
Estrees Vater	1681	Estrees Sohn *)	1684
Choiseul	1693	Chateaurenaud Febr.	1688
Billeroi		Bauban, August	—
Joyeuse		Rosen	—
Voufflers	1693	Hürelles	—
Moailles		Tesse	1692
Catinat		Montrevel	1693
Billars	1602	Tallard	—
		Harcourt	—

f 3 Chamilly.

*) Welcher den Namen Marschall von Coeuvres annahm, um sich von seinem Vater zu unterscheiden. Ein sonderbarer Fall, daß

Chamilly.

Chamilly nannte sich Bouton, war aus einem alten Geschlecht in Burgund, aus welchem man vor 1400 Kammerer der Herzoge von Burgund findet. Der Vater und der älteste Bruder des Marschalls schlossen sich an Monf. le Prince an und standen bey ihm in Achtung. Unter diesem Bruder sieng unser Chamilly, der sechs Jahre jünger war, sich auszuzeichnen an, er hatte mit Ruhm in Portugal und in Candia gedient. Wer ihn sah und hörte, hätte sich nie eingebildet, daß er eine solche excentrische Liebe hätte einflößen können, wie die bekannten Portugiesischen Briefe athmen, und daß er die Antworten an die Nonne geschrieben hätte, die man daselbst findet.

Unter mehreren Kommandos, die er während des Holsländischen Krieges hatte, machte ihn das Kommando von Greve durch jene bewundernswürdige mehr als viermonatliche Vertheidigung besonders berühmt, welche dem Prinzen von Oranien 16,000 Mann kostete, dessen Lob er verdiente und dem er sich nur auf den wiederholten Befehl des Königs auf die ehrenvollste Capitulation ergab. Der Haß, den ihn Louvois nachtrag, konnte den Monarchen nicht hindern, ihm das Gouvernement von Strasburg zu geben, als er es im Herbst 1681 einnahm.

Barbeseur war ihm nicht viel günstiger als sein Vater. Die Frau seines Nachfolgers war eine Freundin von Chamilly's Frau, die eine Person von seltener Vollkommenheit war, der Louvois selbst mit Mühe widerstanden hatte und deren Conversation und Betragen ihre sonderbare Häßlichkeit vergessen machte. Die Freundschaft beyder Frauen, die immer sehr vertraut gewesen waren, und die besondere Achtung, welche Chamillyart für Frau von Chamilly hatte, brachte dieser ihren Mann wieder aufs Fahrwasser.

Dieser Minister verschaffte ihm das Kommando von la Rochelle und der benachbarten Provinzen und beförderte ihn

daß es beyde waren, und noch sonderbarer, daß es drey Marschälle von Estrees in drey Generationen gab, alle drey Krieger von Verdienst und alle drey Aelteste der Marschälle von Frankreich.

so zum Marschallsstab, um so leichter, da der König von jeher Achtung und Freundschaft für ihn gehabt hatte. Diese Promotion, die sich zu lange verzogen hatte, fand allgemeinen Beyfall. Er war ein großer starker Mann, der beste, der bravste, der ehrliebendste Mann, aber so dumm und schwerfällig von Ansehn, daß man nicht begreifen konnte, daß er einig Talent zum Kriege habe.

Estrees.

Der Graf von Estrees war glücklich: sein Vater, der sich sehr hervorgethan hatte, wurde zum Seediens ausersehen, als Colbert den König zur Herstellung der Marine im J. 1683 bewogen hatte. Er erwarb sich in diesem Dienst in der ersten Expedition nach Amerika Ruhm. Nach seiner Rückkehr wurde er Viceadmiral. Hr von Seigneley verschaffte im J. 1684 seinem Sohne im Alter von vier und zwanzig Jahren die Sürvance dieser Stelle. Der Credit der beyden Pontchartrain Vater und Sohn, die für die Marine zwey Marschälle haben wollten, die Parthey der Noails, deren Kunst im Schatten war, die Wichtigkeit des Marschalls und des Cardinals Estrees, die Gunst der Kinder der Gräfin Estrees, mit welchen sich der König viel abgab, die Verdienste des jungen Estrees, der nichts weiter gegen sich hatte, als ein viel jüngeres Alter als die übrigen Candidaten, die vielen Actionen, die er zu Wasser und zu Land mit angesehen, und in denen er größtentheils als Chef mit vielem Glück, Ruhm und Tapferkeit gedient hatte, seine Kenntniß der Marine, sein Fleiß, sein Kopf, seine Wissenschaft — alles dieß machte, daß er acht Jahre darauf Marschall von Frankreich wurde. Er war ein sehr ehrlicher Mann, war aber lange sehr arm gewesen und konnte sich daher nicht enthalten, sich in Laws Periode zu bereichern, es gelang ihm auch außerordentlich und er lebte dann in großer Pracht, die gänzlich regellos war. Es ist nicht zu zählen, was er an seltenen interessanten Büchern, an Stoffen, Porcellan, Diamanten, Bijoux und kostbaren Seltenheiten aller Arten zusammenhäufte, ohne je einen Gebrauch davon zu machen. Er besaß 52,000 Bände, die sein ganzes Leben fast alle als Ballen im Louvois'schen Hotel blieben, wo Frau von Cour-

tavaux, seine Schwester, ihm einen Ort zur Aufbewahrung derselben geliehen hatte. So war es auch mit allem übrigen. Dabey war er ein sehr ehrlicher Mann, nachgiebig und fein im Umgange, ein guter Gesellschafter, aber sehr ruhmredig, und leicht abzubringen, ein großer Höfling, wiewohl unverdorben.

Chateaurenau.

Chateaurenau, aus dem Stamm Roussellet, der vor Vermählung seines Vaters mit einer Schwester des Cardinals und des Marschalls Herzogs von Neß, bey der dann kein Anknüpfung der Gondi in Frankreich gänzlich unbekannt war, war der glücklichste Seeofficier seiner Zeit, er gewann kleinere und größere Treffen und führte eine Menge der schwersten Unternehmungen aus. Er war ein kleiner, blond Mann, vom Ansehen eines Dummkopfs, das nicht viel täuschte. Man begriff nicht, wenn man ihn sah, daß er je zu etwas getaugt habe. Es war unmöglich mit ihm zu sprechen oder ihn anzuhören, ausgenommen wenn er von einer Seeaction sprach; übrigens ein guter ehrlicher Mann. Er war aus Bretagne.

Vauban.

Vauban nannte sich le Pretre; er war höchstens ein gemeiner Edelmann aus Burgund, aber vielleicht der ehrlichste, tugendhafteste Mann seiner Zeit, im Rufe der größten Wissenschaft in der Belagerungs- und Befestigungskunst, sehr einfach, wahr und bescheiden. Ein Mann von mittlerer Statur, ziemlich untersezt und von kriegerischem Ansehen, aber zu gleicher Zeit von häuslichem groben Aeußern, wo nicht wild und brutal. In der That war er nichts weniger als dieß; niemand war so sanft, so mitleidig, so verbindlich, aber auch ehrerbietig, ohne alle Höflichkeit, der geizigste Haushalter mit dem Leben der Menschen, nebst einer Tapferkeit, die alles auf sich nahm und ändern alles erlies. Bey soviel Gradheit und Freymüthigkeit, unfähig sich auf etwas falsches oder schlechtes zu werfen, ist es begreiflich, wie er

in

in einem so hohen Grade die Freundschaft und das Vertrauen des Louvois und des Königs gewinnen konnte. Der König hatte ihm ein Jahr vorher sein Vorhaben, ihn zum Marschall zu machen, eröffnet. Vauban hatte ihn gebeten in Erwägung zu ziehn, daß diese Würde nicht für einen Menschen von seinem Stande gemacht sey, der nie seine Armeen commandiren könne, und der sie in Verlegenheit setzen würde, wenn bey einer Belagerung der General ein weniger alter Marschall als er wäre. Eine so großmüthige Weigerung aus Gründen, die allein die Tugend an die Hand gab, vermehrte noch den Wunsch des Königs, sie zu krönen. Vauban hatte drey und funfzig Belagerungen als Chef geführt und zwanzig davon in Gegenwart des Königs, der sich selbst zum Marschall von Frankreich zu machen glaubte und seine eigne Lorbeere ehrte, indem er Vauban den Marschallstab gab; er empfing ihn mit derselben Bescheidenheit, die er mit soviel Uneigennützigkeit gezeigt hatte. Alles gab dieser Promotion, zu der noch nie einer seines Standes vor ihm gelangt war und nachher auch nie gelangt ist, seinen Beyfall. Ich sage nichts mehr von diesem wahrhaft berühmten Manne; es wird sich anderswo Gelegenheit finden, von ihm zu sprechen.

Rosen.

Rosen war von sehr altem Adel aus Liefland. Er war ein großer Mann, trocken, von häurischem Ansehn, einem Strauchdiibe nicht unähnlich, ein Bein von einer Kanonenkugel gelähmt oder vielmehr von dem dadurch verursachten Druck der Luft, der ihn ganz mit fortgerissen hatte. Ein vortrefflicher Officier der Cavallerie, sehr tauglich sogar zu Führung eines Flügels, dem aber als Chef der Kopf schwandeln würde, sehr brutal in der Armee und sonst überall außer bey Tafel, wo er ohne alle Böllerey sich wohlschmecken ließ und seine Gesellschaft von Kriegsbegebenheiten unterhielt, die auf eine angenehme Weise belehrten. Er war ein Mann von grobem Außern, aber äußerst verschmitzt, der vortrefflich wußte, was er zu thun hatte, voll Verstand, Gewandtheit und Anmuth in allem, was er sagte, wiewohl im allerschlechtesten Französisch, das er affectirte. Er kannte

den König und seine Schwäche und das Vorurtheil der Nation für die Ausländer. Auch verwies er es seinem Sohne, daß er so gut Französisch spräche, weswegen er ewig ein Schuft bleiben würde. Er stand immer sehr gut beym Könige, der ihn mit Auszeichnung anstellte und oft für seinen Unterhalt sorgte.

Hürelles.

Hürelles's Name war de Laye; auch hieß er durch Adoption des Vaters des Vätervaters unferes Marschalls — *dü Ble*. Diese Adoption geschah erst gegen das Jahr 1500 durch den mütterlichen Großoncle jenes Vätervaters, dessen Frau eben dadurch Erbin der Familie wurde, unter der Verbindung, welche auch erfüllt wurde, daß er den Namen und das Wappen von Laye ablegen und die der Familie *dü Ble* annehmen sollte. Vor dieser Epoche sind die Laye nicht sehr bekannt. Unser Marquis d'Hürelles wurde der Mann des Marquis von Louvois, dem er sich zum Zuträger hergab, und der ihn schnell pouffirte. Er verschaffte ihm, um ihn dem Könige näher zu bringen, das Kommando jenes unglücklichen Lagers von Maintenon, dessen unnütze Arbeiten die Infanterie zu Grunde richteten. In seinem 35. Jahr, wo er erst *maréchal de camp* war, verschaffte ihm Louvois das Kommando von Elsaß, unter Monclees Befehl und nach dessen Tode als Chef, zu Anfang des Jahres 1690. Vier Jahre darnach machte er ihn zum Generallieutenant und zum Ordensritter, zu Ende des J. 1698. Er residirte immer zu Strasburg bis 1710, mehr König als Kommandant vom Elsaß und diente in allen Feldzügen am Rhein als Generallieutenant; aber mit sehr viel Achtung und Auszeichnung.

Er war ein großer, ziemlich starker Mann, steif und ungelent, von langsamem, gleichsam schleppendem, Gange, ein großes kupferichtes Gesicht, das aber ziemlich angenehm war, wiewohl von großen Augenbraunen verfinstert, unter welchen ein paar kleine lebhaftige Augen nichts ihrem Blick entgegen ließen. Er glich ganz einem großen derben Ochsenhändler. Träge, ausschweifend, wollüstig in jeder Art von Bequem

Bequemlichkeit, von ausgefuchten Leckereyen, womit seine
 Tafel täglich besetzt seyn mußte, in der Wahl der Gesells-
 schaft, in griechischen Ausschweifungen, die er nicht zu ver-
 herten suchte; hochmüthig sogar gegen seine Generale und
 Kameraden und gegen alle von Auszeichnung, gegen die er,
 mit der Miene der Faulheit, nicht vom Stuhle aufstand; er
 gieng wenig zum General und war fast nie in den Campas-
 gnen zu Pferde. Demüthig, sich schmiegend, Schmeichler
 gegen die Minister und gegen Leute, von denen er hoffen
 oder fürchten zu können glaubte, gegen alle übrigen hereschs-
 füchtig ohne Schonung; ein selten unterbrochenes Stillschweis-
 gen, immer kurzsyblig, ein Lächeln zur rechten Zeit, eine
 Miene von Ansehn und Gewicht, das ihm mehr seine Stelle
 und sein Körper, als er sich selbst, geben konnte, und ein
 breiter Kopf mit einer großen Perücke überhüllt, gaben ihm
 den Ruf eines guten Kopfs, der aber besser für Rembrand
 als ein kräftiger Kopf zu mahlen als um Rath zu fragen war.
 Furchtsam von Kopf und Herz, von verderbtem Herzen wie
 verderbten Sitten, eifersüchtig, neidisch, nichts als seine
 Absicht vor Augen habend und um keine Mittel verlegen,
 wenn er nur einen Schein von Rechtschaffenheit und Tugend
 behaupten konnte, der aber selbst nicht so blendend war und
 sogar wirklichen Bedürfnissen weichen mußte. Mit etwas
 Kopf und einiger Lectüre, ziemlich wenig unterrichtet und
 nichts weniger als ein Kriegsmann, außer bisweilen im Ges-
 präch; in jeder Art Erzeuger von Schwierigkeiten, ohne je
 die Lösung für eine einzige zu finden; sein verschmitzt, tief
 versteckt, unfähig der Freundschaft, außer in Bezug auf sich,
 niemandem behülfflich, immer mit Ränken und Höflingscabas-
 len beschäftigt, mit der gehaltensten Simplicität von außen,
 die ich je gesehen habe; einen breiten Schlapphut in die Aus-
 gen gedrückt, einen grauen Rock ohne alles Gold außer die
 Knöpfe, bis herunter zugeknöpft, ohne eine Spur von Ord-
 denszeichen, und seinen heil. Geist wohl unter seiner Perücke
 versteckt. Immer Schleiswege, nie etwas offen und rein,
 sich überall Hinterthüren offenhaltend, Sklav des Publicums
 und nie einem Privatmanne Recht gebend. Bis 1710 kam
 er nur auf Augenblicke nach Paris und an Hof, um sich
 seine wichtigen Freunde zu erhalten, die er zu behandeln
 wußte. Endlich ennuyirte er sich in seinem Elsaß, und ohne
 das Kommando noch weniger aber die Befoldung aufzuge-

ben — denn bey großer Verschwendung, welche seine Eitelkeit und seine Sinnlichkeit von ihm foderten, war er geizig, — fand er Mittel, daß er nach Paris gehen und daselbst bleiben konnte um an seinem Glücke zu arbeiten. Unter der Maske der Gleichgültigkeit und Trägheit brannnte er vor Begierde an etwas Theil zu nehmen. Er schloß sich vermittelst des ersten Präsidenten de Mesmes, Sklav des Herzogs und der Herzogin du Maine, der sich durch seine Fähigkeit und die Belohnung, die er von ihm erhalten konnte, betriegen ließ, eng an die Bastarde an. Durch ihn erhielt er einigen, geheimen Zutritt zu Frau von Maintenon. Er vernachlässigte dabey Monseigneur nicht und Beringhem, sein und der Choix vertrauter Freund, war ihm dabey behülfflich. Dieß sey für jetzt genua von einem Manne, den wir immer in derselben Gestalt mehrere Rollen spielen und sich endlich auf mehr als eine Seite entehren sehen werden.

Zesse.

Seine Mutter war Schwester des Vaters des Hrn von Laverdin, der Ambassadeur zu Rom war und wegen der Quartiersfreyheit von Innocenz XI excommunicirt wurde. Von diesem Verwandten erbte er mit der Zeit sehr viel. Der jüngere Bruder seines Vaters war der Graf von Froulay, Großquartiermeister des Königlischen Hauses, Ritter des heil. Geistes im J. 1661; gestorben im J. 1671, Großvater des Froulay, der Ambassadeur zu Venedig war, des Bischofs von Mans und des Bailli von Froulay, des Ambassadeurs von seinem Orden in Frankreich. Eine andere Verbindung war Zesses Glücke sehr förderlich: die Mutter seines Vaters war eine Escoubleau, Schwester des P. von Sourdis, welcher intimer Freund von Saint Vouanges, dessen einzigem Sohne er endlich seine einzige Tochter gab, und Creatur von Louvois war, bey welchem er Zesse noch ganz jung producirte.

Er war ein großer wohlgewachsener Mann, von sehr edler und angenehmer Bildung, sanft, geschmeidig, geschliffen, schmeichlerisch, jedermann zu gefallen suchend. Er wurd bald wie Hârelles, aber in ganz anderer Art, Louvois's Getreuer,

Getreuer, der sich zu allem gebrauchen ließ und ihn von allem, was überall vorgieng, unterrichtete. Auch wurde er von ihm bald und standhaft belohnt. Er kaufte umsonst die aufgehobene Stelle als Generalcolonel der Carabiniers, die, weil sie abgeschafft werden sollte, ihn zum mestre de camp général im J. 1644 beförderte. Er war im Jahr 1688 Feldmarschall geworden, als Louvois ihm den Orden des heil. Geistes verschaffte; drey Jahre drauf erhielt er das beste Gouvernement in Flandern, Ypern, und im J. 1692 wurde er auf einmal Generallieutenant und Generalcolonel der Dragoner. Er war würdiger Abkömmling seiner Provinz, fein, gewandt, äußerst undankbar, betrügerisch und dabey arbeitsstü. Er konnte die Sprache der Weiber und auch ziemlich gut die des Höflings führen und hatte ganz das Ansehn eines Seigneurs und den Ton der großen Welt, ohne doch verschwenderisch zu seyn; im Grunde war er unwissend im Kriegswesen, da er eigentlich nie Krieg geführt hatte, sondern nur durch Zufall überall zugegen gewesen war und immer den Actionen und fast allen Belagerungen beygewohnt hatte. Mit der Miene der Bescheidenheit war er kühn sich geltend zu machen und alles, was ihm nützlich seyn konnte, anzubringen. Immer im besten Vernehmen mit allen, die in Credit und im Ministerium waren, besonders mit der Dienerschaft von Eifluß. Seine Sanftheit und Willfährigkeit machten ihn beliebt, seine Fädelheit und Reichheit, die sich bald fand, wenn man ihn nur ein wenig prüfte, machten ihn verächtlich. Bisweilen ein ziemlich angenehmer Erzähler, bald aber platt und langweilig und immer voll Absichten und Kunstgriffe. Er wußte alle seine Niederträchtigkeiten und zugleich die Freundschaft zu benutzen, welche die Herzogin von Burgund für ihn zu haben sich anstrebte, weil er das Werkzeug zu ihrem Glück gewesen war und sie fühlte, daß dieß dem Könige und der Frau von Maintenon und dem Herzog von Burgund gefalle.

Montrevel.

Montrevel war beyweitem in dieser Promotion der erste der Geburt nach. Man konnte auch sagen, daß sie, verbunden mit einer glänzenden Tapferkeit und mit einer Gestalt, welche

welche einst bezaubert hatte, aber nicht mehr dieselbe war, jede andere Eigenschaft in ihm ersetzen mußte. Die waren zwey Menschen einander ähnlicher als er und der Marschall von Billeroi, (der immer sein Gönner war,) den Contrast ausgenommen zwischen der Uneigennützigkeit des Marschalls und der Plünderungsfucht Montrevels, der sehr arm geboren und sehr verschwenderisch war und es von dem Altare weggenommen hätte. Seine Art von läppischem Wesen, das gleichwohl sehr weit gieng, war ganz für den König gemacht. Die Moden, die Damen, das Hazardspiel, seine Sprache, die wie eine Musik von Phrasen zusammengesetzt war, die gänzlich ohne Sinn und gewöhnlich ohne Verstand waren, die große Miene, alles dieß imponirte den Thoren und gefiel dem Könige außerordentlich, dem er sich noch durch einen sehr fleißigen Dienst empfahl, wiewohl alles nur in Tapferkeit und Ehrgeiz bestand und er nie rechts von links unterscheiden konnte; er verbarg aber seine gänzliche Unwissenheit durch eine Kühnheit, welche die Gunst, die Mode und die Geburt begünstigten.

Tallard.

Das war ein ganz anderer Mann. Harcourt und er konnten einander allein den Vorzug streitig machen und sich im Geist, Feinheit, Geschicklichkeit, Kunstgriffen und Intriguen, im Streben nach Größe und im Bemühen, sich im Leben und im Kommando beliebt zu machen, mit einander messen; Anhaltbarkeit, Consequenz und viele Talente hatten sie mit einander gemein; dieselbe Leichtigkeit in der Arbeit, keiner von beyden einen Schritt ohne Absicht, der noch so gleichgültig schien; gleichen Ehrgeiz, eben so wenig Rücksicht auf die Mittel; beyde sanft, geschliffen, leutselig, zugänglich zu jeder Zeit und zu helfen geneigt, wenn es nur auf ein wenig Aufwand von Credit ankam. Beyde die besten Inspectoren der Armen, und die besten Proviantmeister, beyde mit den Details spielend, beyde von ihren Generalen geliebt und als sie General waren, von den Ober- und andern Officieren und von den Truppen geliebt, ohne der Discipuln etwas zu vergeben. Beyde durch beständigen Dienst im Winter und Sommer gestiegen; beyde mit derselben Art von Ehrgeiz;

Ehrgeiz; Harcourt durch seine Ambassaden und Frau von Maintenon im Rücken: Tallard durch den Marschall Villeroi und zuletzt durch die Soufflets poussirt. Er war ein Mann von mittler Statur, mit etwas eifersüchtigen Augen, voll Feuer und Leben, die aber keinen Stich sahen; mager, verfallen, ein Bild des Ehrgeizes, des Neides und des Geizes, mit vielen und den anmuthigsten Talenten ausgestattet; ewig aber vom Teufel geplagt durch seinen Ehrgeiz, seine Pläne, seine Anschläge und Schleifwege, auf nichts anderes denkend, nichts anderes suchend; ein Mensch endlich, in dessen Gesellschaft sich jedermann gefiel, dem aber niemand traute.

Harcourt.

Er war ein Mensch von herrlichen, vielumfassenden Anlagen, von angenehmen Geistesgaben, aber von grenzenlosem Ehrgeiz, von schmutzigem Geiz; und wenn er das Uebereigewicht hatte, so zeigte er einen Hochmuth, eine Verachtung anderer, eine Herrschsucht, die unerträglich war; alles Keusere der Tugend, alle Sprachen; aber im Grunde kostete es ihm nichts, um zu seinen Zwecken zu gelangen, wiewohl doch noch ehrlicher in seiner Verderbniß, als Hütelles und selbst als Tallard und Tessé. Gewandt wie niemand in Verhandlung der Menschen und Anlegung von Plänen und geschickt sich die Achtung und die Liebe des Publicums zu erwerben, alles unter der Maske der Gleichgültigkeit, Einfachheit, der Liebe zu seinem Landgut und häuslichen Sorgen, als kümmerte er sich wenig oder gar nicht um das übrige. Er übersah sich selbst genug, um zu fühlen, wie viel ihm als Krieger fehle, wiewohl er Talente dazu hatte; aber große Talente hatte er nicht. Kein Großer hatte das Volk und den Hof so allgemein für sich; keiner war so dazu geneigt die erste Rolle daselbst zu spielen, wiewohl wenig oder gar nicht fähig sie zu behaupten. Dabey viel Hochmuth und Geiz, der sogar so weit gieng, daß er seine Mittagsmahlzeit um 11 Uhr hielt, um desto besser alle Gesellschaft davon zu verbannen. Er wußte ein kriegerisches Ansehn mit der Milde des Hofstings auf eine anmuthige, edle, natürliche Weise zu verbinden; er war stark, nicht groß, und von sonderbarer Ästhetik, die überraschend war, dabey aber so lebhaft Augen und ein so durch;

durchbringender stolzer und doch sanfter Blick und ein so geistvoller anmuthiger Ausdruck des Gesichts, daß man ihn kaum garstig finden konnte. Die eine Hüfte hatte er sich durch einen Fall verrenkt, den er vom Wall zu Luxemburg gethan hatte, wo er damals kommandirte, sie hatte nicht ordentlich knirrt werden können, und er mußte deswegen hinken und auf eine sehr häßliche Art, weil es von hinten war. Er war von Natur lustig und amüßte sich gern. Er schnupfte eben so stark Tabak, als der Marschall Hüzelles, aber nicht so unreinlich wie dieser, dessen Kleid und Kragen beständig mit Tabak bedeckt war. Harcourt bemerkte, daß der König den Schnupftabak nicht leiden könne. Er gewöhnte ihn sich also auf einmal ab. Man fand hierin die Ursache der apoplectischen Zufälle, die er in der Folge hatte, und die ihm ein schreckliches Ende zuzogen.

Fort: